

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, August 1931

Heft 8

Führung.

Aus einer Rede von Rudolf Borchardt.

Solange wir unbelehrbar fortfahren, die total unsinnige — ich könnte auch sagen: die feige — Ausflucht in uns zu dulden, als könne ein ungeheures Übel, wie das über uns gekommene, von außen gekommen und beziehungslos zu unserm Innern sein, könne also durch Wirkung von außen auf uns, statt von innen her in uns und nach außen hinaus behoben werden, so lange werden wir fortfahren, nach dem Retter zu rufen, statt uns selber zu retten, oder von der „Diktatur“ zu reden, „dem einzigen, was uns noch retten kann“. Als ob Diktatur durch Anwendung von handwerklichen Mitteln aufgetragen werden könnte wie Politur oder Glasur.

Diktatur ist die Macht eines einzigen individuellen Willens oder einer persönlichen staatsmännischen Phantasie, das gesamte Gesicht der Nation umzugestalten und in dies Gesicht mit der Schwertschärpe einen neuen Umriß zu schreiben, ihre gesamten Werte mit der gleichen blutziehenden Feder um- und ihre Bilanz neuzuschreiben; das heißt, sich als neuer Eckpfeiler in die nationale Ruine dort unterzustemmen, wo die Jahrhunderttrichtung im Winkel bricht, zwei Wände aneinander reißen und sich das Dach nachziehen würden, wenn nicht eine neue Gewalt sich durchschöbe, die Gewalt, die dann das Gebäude nach der Stelle orientiert, an der sie selber steht, und die das alte Vorderhaus als Rückgebäude verwittern läßt. Sulla und Cäsar, Cromwell und, wenn man will, Luther, Napoleon und Mussolini sind Diktatoren gewesen und haben es werden können, weil die unter ihren Füßen steigende geschichtliche Welle selber ein Teil der Nation war.

Führung ist ein Attribut nicht in erster Linie des Führers, sie ist viel mehr als bloß das, sie ist ein Attribut des Geführten; Steuerung ist zum kleinsten Teile eine Eigenschaft des Steuermanns. Sie ist die bedingte Grundeigenschaft des Schiffes selber in allen seinen Teilen. Sie setzt den Rudergang voraus, sie setzt die Steuerkette voraus, sie setzt voraus alle untereinander verbundenen, aufeinander abgestimmten Stationen des Befehlsganges, die ineinandergreifen müssen, damit der auf Grund der Navigation ergehende Ruck oder Druck oder Befehl sich in Wendungen, Kurs und Gegenhalt gegen elementaren Widerstand auswirken kann. Das Schiff selber muß, um wendig zu sein, auf die Fähigkeit des Gesteuertwerdens in allen seinen Teilen gebaut und berechnet sein. Sonst wäre der Mann am Steuer — er wäre denn Gott oder der Teufel — und über ihm der Mann auf der Kommandobrücke und im Führerturm eine heroische Dekoration, aber nicht Steuerer und Führer.

Führung ist nicht der von außen her auf ein beliebiges Innen, auf ein Chaos wirkende Gnadenstrahl, der ihm einen märchenhaften Geist selbst dann einzuhauchen vermöchte, wenn der unmärchenhafte, reale Führungsgeist nicht bereits vorher in diesem Innern waltet: das ist sie in den Erzählungen für die reifere Jugend. In der wirklichen Welt harter Schiffshölzer und harter menschlicher Herzen ist sie nur der selbstverständliche letzte Ausdruck umfassend vorhandener Vorvoraussetzungen, die zu ihrem Ausdruck streben und sich mit der Gewalt des Lebendigen entweder unter günstigen Sternen diesen Ausdruck erzeugen und erzwingen, oder unter ungünstigen, wenn sie von Männern getragen sind, die ihn sich vom Himmel herunterholen, und wäre er mit eisernen Ketten an diese Sternenungunst angeschmiedet.

Sind diese Voraussetzungen und Vorvoraussetzungen nicht vorhanden, so gilt es nicht Steuerung zu schaffen, sondern zuerst und vor allem das steuerlose Schiff in ein steuerbares zu verwandeln, das treibende Wrack in einen lenkbaren Befehlskreislauf, einen lückenlos geschlossenen, aus Mechanismus und Organismus zusammengestellten. Zuerst Schiff und Mannschaft, dann Steuer und Führung, es gibt kein Entweichen!

Menschenführung.

Woraus schöpft der Führer Kraft, um in wirtschaftlich schweren Zeiten Führereigenschaften zum Ausdruck bringen zu können?

Vortrag von Professor Dr.-Ing. Friedrich, Karlsruhe,

gehalten vor den Beamten der Schachtanlagen Friedrich Thyssen 4/8, Lohberg, Beeckerwerth und der Kokerei Friedrich Thyssen 4/8 (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

(Gefürzt.)

Wenn wir uns, wie in den letzten Tagen und Wochen, in einer Sturmzeit befinden, in der alles, vom Sturm gepeinigt, ächzt und stöhnt, erscheint es fast müßig, daß wir uns hier zusammenfinden, um uns über irgendwelche Fragen der Menschenführung zu unterhalten. Es erscheint mir deshalb zunächst notwendig, daß ich den Zweck unseres Zusammenseins und unseres gemeinsamen Arbeitens in diesen stillen Stunden hier näher erläutere. Wenn Sie in Ihrer Erinnerung zurückschauen, wenn Sie sich vergegenwärtigen, was wir in den früheren Vorträgen hier gemeinsam durchgeführt haben, so werden Sie finden, daß ich von dem Gemeinschaftsgedanken aus, von der Zusammenarbeit im Werk, immer stärker auf den einzelnen Führer eingegangen bin, immer stärker alles zurückgeführt habe auf den einzelnen Menschen, auf sein Wollen, sein Fühlen und sein Wohlbefinden. Wenn Sie mir jetzt die Frage vorlegen, was denn dieses Eingehen auf die einzelne Persönlichkeit hier zu bedeuten hat, dann möchte ich Ihnen gleich vorweg als Antwort sagen: alles!

Sie hatten in der letzten Vortragsstunde gehört, daß das Wesentlichste beim Führer die innere Ruhe, die innere Einordnung und die Sicherheit seines ganzen Vorgehens ist. Wenn wir uns in der heutigen Sturmzeit überhaupt recken wollen und recken können, so kann es durch nichts anderes geschehen als durch führerhaftes, festes und zuversichtliches Denken, durch eine Haltung des Führermenschen, die sich nicht verblüffen und verwirren läßt.

Bei einem Menschen, der überfahren worden ist, ergibt sich oft zunächst ein ganz erschreckendes Bild, ein Bild, in dem Schmutz und Blut sich durcheinander zeigen; wenn aber durch die Hand des Arztes der ganze Schmutz weggewaschen und die Wunde sauber ist, kann man genau erkennen, in welcher Weise die Hilfe angebracht werden muß. Genau das gleiche haben wir in unserer heutigen Zeit. Wir sind gewissermaßen in einem Theater, in dem irgend jemand „Feuer“ gerufen hat, und in dem nun nicht die Tatsache des Brandes die Gefahr allein mit sich bringt, sondern in welchem die Panik, die auszubrechen droht, die Gefahr vervielfacht, so daß unter Umständen, wenn auch der Brandherd nicht so stark sein würde, dieses panikartige Durcheinanderlaufen die Menschen in Lebensgefahr bringt.

Es erhebt sich die Frage: Wie kann ich denn in dieser Zeit der Verwirrung und des Durcheinanders in meiner täglichen Arbeit überhaupt fest stehen? Wie kann ich in dem ganzen Gewirr von Einflüssen, Bedrückungen und Einwirkungen mein Gefühl der Sieghaftigkeit bewahren? Diese inneren Fragen sind in der heutigen Zeit in uns allen so stark und laut, daß fast für jeden Vortrag, den ich nicht nur hier, sondern auch draußen in den verschiedenen Werken unseres Vaterlandes halte, mir immer wieder als Thema die Untersuchung der Frage gestellt wird: Wie ist es möglich, der Depression, der Niedergeschlagenheit zu entgehen?

Ein Mensch, der von einer Krankheit befallen ist, wird — das kann jeder Arzt bestätigen — dadurch, daß er stets voller

Sorge an seine Krankheit denkt, daß er sich immer wieder ängstlich mit dem Krankheitsbild befaßt, nur schwächer und kränker. Er wird von jedem Arzt, der nicht nur auf das Körperliche, sondern ebenso auf das Seelische aufbaut, auf gesunde Gedanken hingelenkt. Immer wieder wird der Arzt versuchen, ihn auf etwas Starkes und Hoffnungsfrohes zu bringen, weil er weiß, daß jeder positive Gedanke aufbauende Wirkung hat, daß er dem Organismus gewissermaßen einen Befehl gibt und dadurch den Menschen zur Befundung bringt.

Sie werden mir die Frage vorlegen, warum ich Ihnen das erzähle. Wie es nicht Aufgabe des Kranken ist, sich mit seinem Krankheitsbild immerfort zu befassen, so sollen auch wir die Krankheitsbilder unserer Zeit nicht immer wieder in unserem Bewußtsein festzuhalten suchen oder nicht loskommen von dem Gedanken der eigenen Nöte, sondern unsere Hauptaufgabe muß heute darin bestehen, uns innerlich mit wahren Wunschgedanken zu erfüllen, in dem Bewußtsein, daß starke Wünsche der Beginn richtigen Wollens sind, und daß aus einem richtigen organischen Wollen letzten Endes die Tat entsteht. Bevor wir also von Taten sprechen, bevor wir von einem Willen, Wollen und Wünschen sprechen, muß zunächst einmal in uns selbst ein positives Wünschen vorhanden sein, ein Wünschen, das zu wirklicher Entfaltung und Erstarkung führt.

Sie werden mir entgegen: Was hat das in unserer heutigen Zeit für einen Sinn?

Ein Mensch, der voller Kraft ist, der klar ist, gleicht jenem Kapitän, den ich schon oft erwähnt habe, der sich nicht durch Sturm und Nöte verwirren läßt. Ein solcher Mensch gleicht einem Führer, der die ganze Verwirrung, die die Zeit belastet, durchschaut, der ruhig das Steuer hält und fest steht, bis sich der Dampf der Schlacht verteilt hat und er eher erkennen kann, nach welcher Richtung es eigentlich hinausgeht.

In uns taucht der Gedanke auf, ob hier nicht diese Verwirrung zu stark gezeichnet ist. Da möchte ich Sie bitten, einmal kurz folgendem Gedankengang nachzugehen: Nehmen Sie einmal Abstand davon, daß Menschen uns dieses ganze Krisenhafte und Katastrophale, was wir augenblicklich erleben, eingebracht haben. Nehmen Sie einmal Abstand davon und betrachten Sie die gegenseitige Verwirrung als Krankheit unserer Zeit! Wenn Sie sich jetzt auf den Standpunkt stellen, daß es nicht Menschen sind, sondern daß es ein Irrtum ist, der uns in all diesen Erscheinungen unserer heutigen Lage in das Bockshorn zu jagen sucht, dann werden Sie erkennen, daß eine Verwirrung, ein Irrtum, eine Lüge, nur dadurch wirken kann, daß die Menschen verblüfft werden. Eine Lüge kann nur durch die Tatsache wirken, daß sie die Menschen verblüfft, lähmt und am Handeln hindert. Wenn Sie Katastrophen der Geschichte, oder auch einen Theaterbrand, ein Unglück im Schacht usw. betrachten, werden Sie finden, daß es immer nur darauf ankommt, einen Augenblick länger als die Allgemeinheit stillzuhalten, daß es darauf ankommt, den Augenblick abzuwarten,



Der Steuermann.

Radierung von L. G. Schmidbauer.

wo diese Verblüffungsaktion des Irrtums und der Verwirrung sich verzogen hat; erst dann vermag man die Lage zu überschauen und klar zu handeln. Worauf es also bei dem Führer ankommt, ist das Stillhalten, ist das Bewahren der Ruhe in einer derartigen Verwirrung und in einem derartigen Durcheinander.

Der Einwand, der immer wieder bei einer solchen Forderung nach Beruhigung entgegengehalten wird, ist der, daß wir die Menschen dadurch nicht verdummen wollten, ob wir nicht bei den Anordnungen einer solchen Ruhe von den Menschen blinden Gehorsam, blinde Folgsamkeit, einfaches Stillschweigen verlangten und ihn seiner Meinung, seines Eintretens für seine Ansicht beraubten. Dazu sei gesagt, daß wir den Menschen, den Geführten ja niemals hindern wollen, seine Meinung zu vertreten, genau so wie es ein Unsinn sein würde, einen Arzt, einen Helfer, einen Lehrer zu hindern, seine Arbeit zu tun. Aber was wir bei einem jeder, der in der Gemeinschaft arbeitet, erreichen wollen, ist, daß er mit ruhigen Händen arbeitet und durch die aufgeregte Hilfe nicht mehr zerstört, als er tatsächlich rettet. Diese Notwendigkeit einer ruhigen Hilfe, die Erkenntnis, daß nur aus ruhiger Besonnenheit und Klarheit wirkliche und dauernde Hilfe

geboren werden kann, die Erkenntnis, daß nur aus einer solchen Ruhe heraus Verwirrung und Panik gelöst werden, ist die Notwendigkeit unseres Führertums in unseren heutigen Tagen.

Ich komme auf die erste Forderung zurück, die ich heute stellte, daß jemand sich mit seiner ganzen Kraft auf Höchstbelastungen einstellt. Was bedeutet das? Nun, wenn ich heute morgen eine Schlappe erlitten habe, wenn ich mich heute morgen wieder niedergedrückt fühlte, die Einwirkungen durch die Öffentlichkeit, die Nachrichten, die die Zeitungen brachten, die Mitteilungen, die von der Oberleitung erfolgten, mich bedrückt haben, so soll mich das alles für den morgigen Tag stärker machen, damit ich die Lage ruhig überblicken und das Richtige ausführen kann. Und wenn Sie mir die Frage vorlegen, in welcher Weise der Mensch sich stärker machen kann, so komme ich auf das zurück, was ich schon in früheren Vorträgen über die Arbeit an uns selbst sagte. Ich erwähnte dabei das positive Denken, und ich führte aus, daß es nichts weiter darstellt, als daß wir alles Wertvolle in Gedanken festhalten, daß wir unseren Blick auf alles richten, was gut, schön und kraftvoll ist, nicht um uns etwas vorzutäuschen, sondern um unseren Blick von allem Häßlichen und Negativen abzulenken und unsere Kräfte wirklich zu erkennen.

Warum tun wir das so wenig? Wir tun es so wenig, weil wir in unserer ganzen Kindererziehung und auch in der bisherigen Praxis zu wenig gelernt haben, aus unserer Umgebung, aus dem, was wir besitzen, wirklich etwas herauszuholen und für uns zu gewinnen. Wir haben zuviel gelernt, von anderen Menschen etwas zu bekommen. Wir haben zuviel gelernt, daß unser Wert nur in der Wertschätzung unserer Mitmenschen liegt, und wir vergessen, was in den früheren Zeiten immer das Selbstverständlichste war, daß der Mensch in sich selber seine Ruhe und Kraft erarbeiten muß, daß er zu ringen und an sich zu arbeiten hat, und daß nur aus dieser Selbstarbeit heraus ein ganzer Mensch entstehen kann. In dieser Arbeit an uns haben wir jene Arbeit in unserer Familie vergessen. Warum habe ich diese Arbeit in unserer Familie stets so herausgestellt? Deshalb, weil die Familie gewissermaßen der Urgrund jeder Gemeinschaftsarbeit ist. Ein Mensch, der in der Familie gelernt hat, sich zu einer Einheit zusammenzufügen, ein Mensch, der in der Familie gelernt hat, seine Kinder, ohne sie zügellos werden zu lassen, richtig zur Entwicklung zu bringen, wird aus dieser Tatsache heraus die richtige Einstellung zu seinem Mitmenschen in der Praxis und zu seinen Untergebenen haben; denn innerhalb des Familienlebens ist ein Band von Mensch zu Mensch gezogen, das wir in der Praxis auch nur nach diesem Beispiel mustergültig ziehen können. Aus dieser Lehre heraus liegt in der Familie der Grund für Werk und Staat. Es ist selbstverständlich, daß ein Mensch, der dieses Fundament der Gemeinschaftsarbeit nicht richtig auswertet, oft draußen in der Praxis versagt.

Ist es nicht seltsam, daß zu gleicher Zeit, wo wir über die Entfremdung innerhalb der Familie klagen, wir ebenso über die Entfremdung zwischen Führer und Gefolgschaft im Werk und gleichzeitig über unsere gegenseitige Entfremdung innerhalb des Staates klagen? Weil wir die Schule der Familie nicht ausnützen, rennen wir an den einfachsten Grundsätzen vorbei, und es erscheinen uns in dem Zusammenarbeiten der Praxis Fehler, die sich zu Katastrophen schlimmsten Ausmaßes auswirken.

Ich habe also diese Ausarbeitung meiner höchsten Kraft in dem Rahmen meiner Familie auszuführen. Und es ist selbstverständlich, daß, genau so wie mir als berufstätigem Menschen gegenüber der Familie Verpflichtungen gegeben sind, diese Familie genau so daran mitarbeitet und mitzuarbeiten hat, um den, der draußen an der Front kämpft, der im Berufskampf dauernd in vorderster Linie steht, nun mit der inneren Kraft durch die seelische Stärke auszurüsten, die in dem ganzen Gegeneinander der Menschen und der Schwierigkeiten technischer Art notwendig sind. Aus solcher Vorbereitung und Vorarbeit muß Ruhe entstehen, und es ist selbstverständlich, daß man einem Führer, der in der Praxis Menschen führt, sein Familienleben ansehen kann. Es ist selbstverständlich, daß man einem Menschen, der draußen andere zu betreuen hat, anmerken kann, ob er in seiner Familie despotenhaft und tyrannisch handelt, oder ob für ihn menschliches Ver-

stehen und menschliche, feste, kraftvolle Fürsorge wirklich im Vordergrund seines Denkens sind.

Wenn Sie mir weiter die Frage vorlegen, ob diese Höchstbelastung denn nun nicht an manchen Tagen, wenn etwas ganz besonders Schweres eintritt, überschritten werden kann, so möchte ich erwidern, daß noch viel zu viel das Hingeben eines Führers zum Kameraden, zum Kollegen fehlt. Wenn ein Führer oder ein Mensch in der Praxis überhaupt trotz all seiner Vorbereitungen in sich mit seiner Kraft nicht auskommt, ist es selbstverständlich, daß er einen Berater und Helfer suchen muß. Aber ich warne vor Einem, ich warne davor, daß zwei Blinde versuchen, sich gegenseitig zu führen. Ich warne deshalb davor, weil leicht aus einer solchen falschen Zuflucht zum Kameraden nichts weiter als ein Geschwätz herauskommt und aus einem solchen Geschwätz,

das heute gerade bei den ganzen umlaufenden Gerüchten schlimmste Formen annimmt, nur eine Schwächung der eigenen Mentalität, des eigenen Feststehens erfolgen muß. Worauf es also innerhalb des Kollegenkreises ankommt, ist, daß man sich einen Menschen aussucht, der fester steht als man selbst, einen Menschen, von dem man nur ein gesundes und kraftvolles Feststehen annimmt. Woher kommt es aber, daß wir in unserer Praxis so wenig diesen anderen Menschen finden? Wie kommt es, daß gerade in dem Zusammenleben innerhalb einer Kollegenschaft, innerhalb eines Betriebes so furchtbar wenig richtiger Rat erteilt wird, ja, daß innerhalb einer Familie zwischen den beiden Gatten so furchtbar wenig gegenseitig Rat erteilt wird? Es ist notwendig, daß wir nicht nur unsere Stärke, son-

dern auch unsere Schwäche aufzeigen. Und das ist eine unserer grundsätzlichen Schwächen in unserem deutschen Vaterlande, daß wir nicht recht leiden können, wenn es einem anderen gut geht, daß wir einen gewissen Neid haben, wenn ein anderer kraftvoller und stärker ist als wir selbst. Die Folge ist, daß wir versuchen, den Betreffenden, soweit es geht, herunterzusetzen, daß wir versuchen, bei dem Betreffenden Schwächen zu finden, um selbst unser eigenes Wertgefühl zu erlangen.

Ist diese Einstellung ein Selbstschuß? Nie und nimmer; denn wenn ich wirklich weiterkommen will, wenn ich selber Wert darauf lege, zu wachsen und zu erstarken, so habe ich das größte Interesse daran, Menschen kennenzulernen, die es recht weit gebracht haben, die recht stark und fest sind, um von denen zu erfahren, in welcher Weise sie sich entwickelt haben.

Also ergibt sich daraus folgendes: Ich muß, um von dem anderen Hilfe zu erlangen, auf keinen Fall an diesem Berater herumklopfen und kritisieren, sondern mich wirklich fest auf ihn stützen können, muß in der Lage sein, ihn offenen Blickes anzusehen. Dabei entsteht für uns die Forderung, daß wir in jedem Fall Helfer herbeirufen, wenn uns irgendeine Verwirrung, eine Bedrückung übermannt. Es ist, wie ich früher schon einmal sagte, eine Selbstverständlichkeit, daß der Vor-

Großstadt.

Die Welt drängt sich in einer Stadt zusammen.

Ich atme reine Einsamkeit der Wüste,

Der Lärm der Massen rauscht, wie an der Küste

Die Brandung tobt, und Nordlichts Feuerflammen

Durchzucken meine Seele in dem Licht

Der Bogenlampen, das die Nacht durchbricht.

Des Lebens Brücken schimmern in den Morgen.

Die blasse Zukunft wird zum Sein, verschwendet

Sich glühend an den Augenblick und wendet

Zur Nacht zurück, reißt mit sich Glück und Sorgen

Und Menschen fort. — Das ist das Lied der Stadt.

Ich liebe sie, die mich geschaffen hat.

H. Lobschat.

gefehte unser Berater sein muß. Es ist aber auch ebenso selbstverständlich, daß wir als Führer, wenn jemand mit innerer Bedrückung ängstlich und verwirrt zu uns kommt, einem solchen Menschen Festigkeit und Rat erteilen und ihn nicht einfach abweisen und erklären, keine Zeit zu haben.

Sie werden fragen: Kann der Mensch das nicht selbst machen? Braucht er tatsächlich andere Menschen, um diese Kraft zu erlangen? Nun, selbstverständlich gibt es Menschen, die den Weg kennen, der zu einer kraftvollen Einstellung führt. Es gibt Menschen, die schon wissen, in welcher Weise sie in sich zur Erstarkung und Geschlossenheit kommen können; aber in den meisten Fällen ist es so, daß die Menschen ein Zusammenreißen mit wirklicher Kraft verwechseln. Kraft bedeutet nichts weiter, als daß der Mensch von der Kraft getragen wird, nicht daß er die Kraft künstlich in irgendeiner gemachten Weise zusammenreißt, sondern daß man an ihm fühlt: der Mensch wird vom Leben, von der Kraft getragen. Er fließt gewissermaßen in der ganzen Kraft, in dem Kraftstrom. Wenn Sie sich dieses letzte Bild einmal klarmachen, dann bedeutet es nichts anderes, als daß der Mensch, der Kraft erlangen will, damit beginnt, gehorsam zu sein. Gehorsam zu wem? Zu den Menschen? In erster Linie nein, sondern in erster Linie gehorsam gegenüber allem, was gut, wahr, anständig und charaktervoll ist. Das bedeutet mit anderen Worten, daß der Mensch lernt, gehorsam zu sein gegenüber dem Gewissen; es bedeutet weiter, daß ein solcher Mensch diesen Gehorsam gegenüber dem Gewissen so stark ausbildet, daß er in dem Augenblick, wo er einen falschen Gedanken hat, wo sein Denken abwegig wird, in sich zurückgerissen wird; es bedeutet, daß wir nicht einen Menschen ertüchtigen, der knechtisch und sklavisch am Boden liegt, sondern einen Menschen, der in sich wahre Richtung und Sicherheit besitzt. Wir vergessen stets, daß nicht Menschen das Gesetz machen, sondern daß wir das Gesetz in uns tragen, und daß derjenige am kraftvollsten ist und sich am lebendigsten zeigen kann, der dieses Gesetz am schnellsten zu erkennen vermag, der so weit Fingerspitzengefühl und inneres Empfinden besitzt, daß es ihn zurückreißt, wenn er falsch denkt und falsch handelt, und daß er vorwärtsgefragt wird, wenn er richtig eingeseht hat.

Die zweite Forderung ist die, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden — eine Forderung, die deshalb notwendig ist, weil wir in unserem Betriebs- und persönlichen Leben oft an Beschäftigungen und Arbeiten hängen, die uns lieb geworden sind und die wir durchführen möchten, um ein Privatinteresse zu befriedigen, wobei ich Privatinteresse bei weitem nicht in dem engen Gesichtswinkel fasse, als ob man für sich persönliche Vorteile erlangen wollte, sondern ich schließe auch alle jene Bestrebungen darin ein, die uns Freude machen. So kommt es häufig vor, daß ein Mensch bei einer neu gestellten wichtigen Aufgabe nicht weiterkommt, weil er glaubt, erst mal das Alte ausführen zu müssen. Wir haben also in der Unterscheidung von

Wesentlich und Unwesentlich die Möglichkeit, die Konzentration zu erkennen. Können wir wirklich konzentriert arbeiten? Nun, die meisten Menschen sind nicht in der Lage, sich dauernd auf irgend etwas zu konzentrieren, eine Arbeit wirklich konzentriert auszuführen, weil sie in ihrer ganzen Entwicklung viel zu wenig die Beobachtung ihrer Gedanken wirklich ins Auge gefaßt haben.

Wenn ein Mensch zerfetzende Gedanken hat, ist es selbstverständlich, daß an irgendeiner Stelle in seiner Familie, in seinem Freundeskreis die Zerfetzung folgt. Wenn ein Mensch schwache, jämmerliche, verschwommene, ängstliche Gedanken besitzt, werden letzten Endes alle seine Handlungen dieses Kennzeichen der Schwäche tragen. Hat andererseits ein Mensch ziel-

bewusste Gedanken, so werden seine Taten diese Zielbewußtheit zeigen, und aus seiner Arbeit wird eine klare Leistung zutage gefördert.

Wenn wir uns jetzt rückwärtsgehend die Frage vorlegen, in welcher Weise wir eigentlich unsere Zerfetzung innerhalb unseres Volkskörpers beheben können, so ist es unsere ganz einfache Aufgabe, möglichst viele positive, verbindende Gedanken zu haben. Was bedeutet das weiter? Bedeutet es, daß wir in der Kritik alles schön finden sollen? Auf keinen Fall! Aber wenn ich irgend etwas kritisiere, ist es selbstverständlich, daß ich es in der Gemeinschaft nicht tun darf, es würde dann einem Herrunterreißen gleichen; vielmehr muß jeder Kritik der sehnlichste innere Wunsch vorausgehen, Brücken zu schlagen und Verbindungen zu finden. An welcher Einstellung ich auch kritisiere, der Grundton meiner Absicht muß immer sein, zu versöhnen und zu verbinden, nicht in einer verschwommenen und verweidlichten Weise, sondern in wirklicher Stärke und Zielbewußtheit.



Holzschnitt von Paul Kadeřty.

Industrieviertel.

Wir finden ein derartiges Beispiel sehr häufig in der Geschichte sowohl bezüglich des religiösen Bekenntnisses als auch des Parteibekenntnisses. Es gibt da zwei Gruppen von Menschen: Menschen ohne Rückgrat und innere Stärke, die, verschwommen und verweidlicht, knechtisch und sklavisch auf dem Boden herumkriechen, und auf der anderen Seite jene Menschen, die wohl ihre Nationalität, ihre Partei, ihre Konfession betonen, die aber immer wieder durch die Art der Betonung verlegen und herunterdrücken.

Wo ist der Weg zu einer Brücke? Dazu gehört zweierlei: Auf der einen Seite ein gut gesicherter Brückenpfeiler, der fest auf Felsen gegründet ist, und auf der anderen Seite der Brückenbogen, der zu dem anderen festen Pfeiler herunterlangt und so diese beiden festen Pfeiler miteinander verbindet. Wenn wir demgegenüber unseren Standpunkt vertreten, so ist die erste Aufgabe, daß jeder Mensch in sich einen gesicherten und festen Pfeiler darstellt, daß er in seiner Weltanschauung wirklich sicher steht und dann von diesem sicheren Standpunkt aus die Brücke zu dem anderen Menschen schlägt, um zu verbinden und zu vereinen.

Was ich damit herauschälen wollte, ist das Feststehen in den eigenen Gedanken, ist die Erkenntnis, daß die Art unserer Gedanken unsere Geschicke bewegt und gestaltet, und daß der wirklich tätige Mensch nicht erst mit der Arbeits-

Denkens beginnt. Diese Klarheit und Reinheit des Denkens setzt voraus, daß ich aus meinen Gedanken wie ein Gärtner die wilden Triebe abschneide, daß ich genau das alles ausschalte, was sinn- und zwecklos ist, daß ich aus meinen Gedanken jede Prophezeiung in einem falschen optimistischen und in einem falschen pessimistischen Sinne ausschalte. Ich sagte Ihnen schon einmal in einem der ersten Vorträge, daß es vollkommen abwegig sei, zu prophezeien, in welcher Form die Entwicklung vor sich gehen würde. Wenn wir uns an den Bierfisch zusammensetzen und jeder seine Meinung darüber zum besten gibt, in welcher Form nun bestimmt die Entwicklung gehen wird, und jeder darauf schwört, daß es entweder aufwärts oder abwärts geht, dann ist das ein absolutes Geschwätz und eine törichte Rederei, die eines Mannes und einer wahren Frau vollkommen unwürdig sind. Aber eines kann ich voraussetzen, daß, wenn die Menschen kraftvoller, sicherer sind, sie gegenüber der ganzen Verwirrung und dem Dunst der Verblüffung sich nicht einfach ins Boßshorn jagen lassen, sicherlich die Situation mehr gerettet wird, als wenn alles wie in einer Panik durcheinanderläuft. Es kommt also im Hinblick auf die Zukunft darauf an, daß ich weiß, daß gute und starke Gedanken Stärke und Güte erzeugen, häßliche und niederdrückende Gedanken letzten Endes zum Verfall führen. Mit dieser Einstellung der Gedanken können wir heute in allererster Linie helfen. Wenn wir als Führer in den Betrieb hineingehen, so sehen unsere Untergebenen auf unser Gesicht, auf unsere Haltung und auf unser Wesen, und es ist selbstverständlich, daß, wenn der Führer ein trauriges Gesicht macht, wenn er misgütig ist und ein unklares Wesen zur Schau trägt, sich das erhöht auf die Untergebenen auswirkt und die ganze Abteilung diese Unsicherheit, Angst und Sorgenhaftigkeit ebenfalls zum Ausdruck bringt.

Sie werden mir einwenden: Ich kann doch nicht in dieser Notzeit mit lachendem Gesicht vor die Belegschaft treten! So etwas sollten wir uns nicht einreden; vielmehr müssen wir uns vergegenwärtigen, daß uns in dieser ganzen Verwirrung unsere menschlichen Kräfte geblieben sind. Sollten wir an unseren menschlichen Kräften verzweifeln, sollten wir nicht mehr an ihre Fortentwicklung glauben, dann ist letzten Endes alles verloren. Wenn einem Menschen das Werkzeug geraubt ist, wenn ihm alle Hilfsmittel genommen sind, dann wird eben der starke Mensch sich zusammenraffen und sie von neuem schaffen. Und wenn ein Mensch sich bewußt ist, daß er heute noch gesunde Kräfte besitzt, daß er noch ein gesundes Denken, eine gesunde Familie hat und in seinem nächsten Kreise das Höchste an Kraft empfängt, nämlich Liebe, Aufrichtigkeit und Hingabe, dann ist er tatsächlich reich, und seine Aufgabe besteht darin, aus diesem Reichtum heraus auch den äußeren Reichtum wiederzugewinnen und zu erobern.

Was ich Ihnen hier sage, soll nicht dazu führen, daß wir uns über die Not der Zeit irgend etwas einreden. Sie stellt uns eine ungeheure Aufgabe; aber es ist nicht eine Aufgabe, unter der wir zusammenbrechen wollen, sondern die wir mit mutigem Auge anzuschauen haben und die wir genau so wie ein Sportmann, der vor schwerer Leistung steht, mit innerem Siegerblick angreifen müssen.

Worauf es ankommt, ist nicht jene flüchtige Begeisterung, jenes Betrunkensein, das vielleicht bei einem Zusammensein entsteht, sondern ein wirkliches Sichklarwerden über das, was man noch besitzt. Ziehen wir uns zurück in unsere Klause, um vor uns selbst Bilanz abzulegen! Und wenn wir eheliche Bilanz vor uns selbst ablegen, wenn wir uns klar darüber sind, was wir noch alles an Frische und Kraft haben, werden wir die Lage besser meistern und morgen als sicherer Sieger

in den Kampf gehen. Es ist selbstverständlich, daß dann trotz der Schwierigkeit der Situation das Gefühl in uns wächst: wir haben noch Kräfte, wir sind noch etwas wert. Es sind noch niemals Menschen zugrunde gegangen, die solche Werte in sich trugen, die einen derartigen inneren Reichtum besaßen.

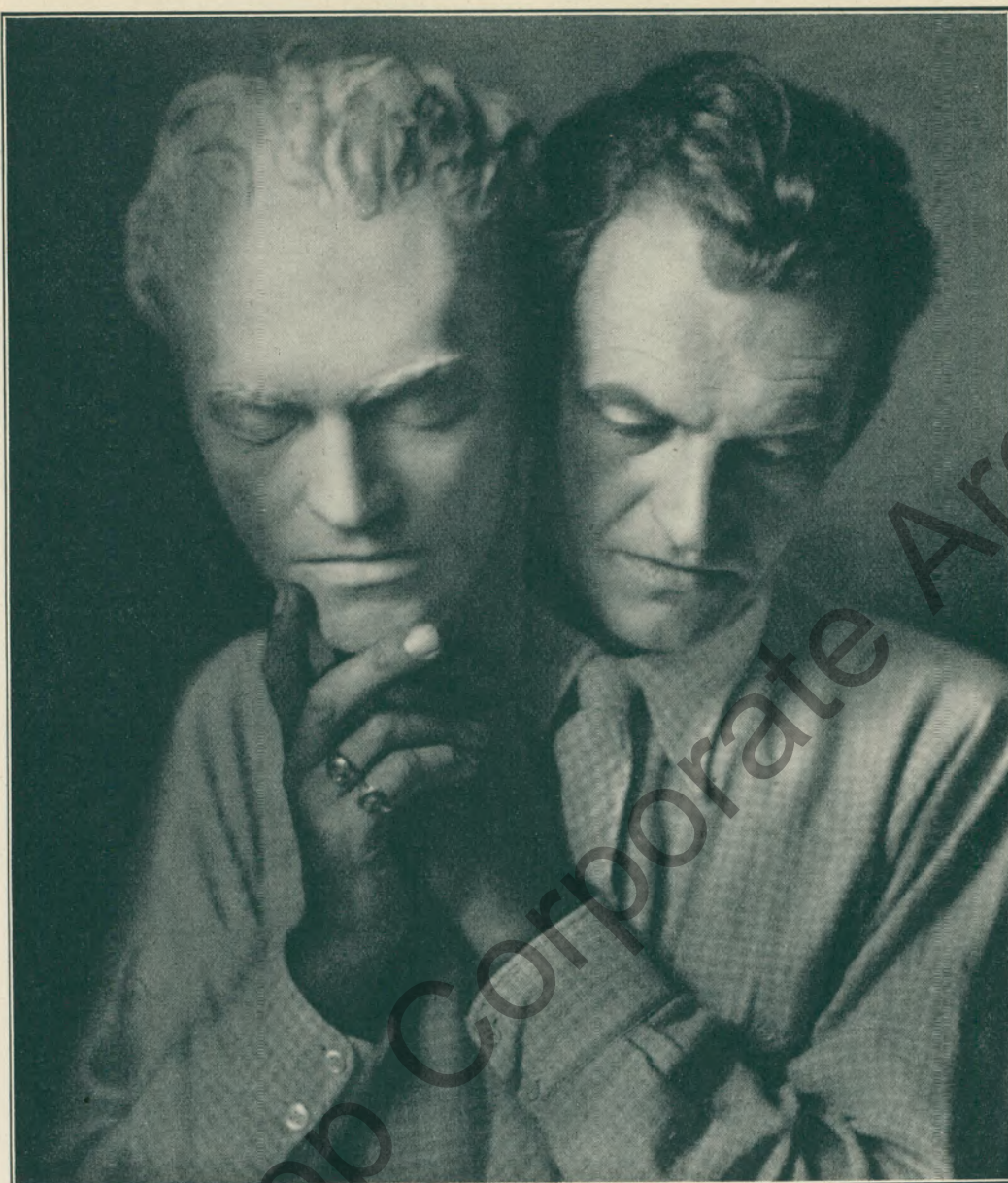
Damit komme ich zur dritten Forderung. Sie schließt in sich, daß ich in mir von Erschütterungen, Nachwirkungen und Niederlagen frei werde. Es handelt sich darum, daß ich mich frei mache von allen möglichen Sorgen, die auf Grund der letzten Tage, Wochen und Monate in mir wach geworden sind, kurzum, daß ich Herrschaft über mich gewinne, um meine Sorgen, meinen Kummer in mir zu lösen.

In allem, was zum Führertum führt, kommt es immer wieder darauf an, uns in uns selbst von unnötigem Denken zu befreien und uns klar darüber zu sein, daß der Gedanke wirklich Wirkung hat. Wir haben oft gefunden, daß ein Mensch, der mit anderen Gedanken in seine Familie zurückkehrte, auf einmal anders behandelt wird, haben oft gefunden, daß einem Menschen, der mit festen Gedanken in seinen Betrieb geht, ganz anderen Blicken der Arbeiter begegnet. So sollen wir uns jetzt von der ganzen Verwirrung da draußen innerlich frei machen, in uns gewissermaßen eine Dase der Kraft und der Sicherheit bilden, uns selbst auf diese Sicherheit hin prüfen; und haben wir das Empfinden: wir sind noch nicht in uns gefestigt, so ist es unsere Pflicht, bei den mächtigeren und stärkeren Mitarbeitern Rat zu suchen. Wenn man die Krankheit unserer Zeit einmal ins Auge faßt, die sich heute in der Schwächung des Kredits, in dem Zusammenbrechen der Kreditgebung, in den finanziellen Geschäften zeigt, so wollen wir Kredit übersehen mit Glaube und wollen uns klar darüber sein, daß die Krankheit, an der Deutschland leidet, der geringe Glaube unter den Menschen ist, der geringe Glaube von Mensch zu Mensch und der geringe Glaube an die Kraft des Guten, des Charakters und der Entwicklung. Weil dieser Glaube zu uns selbst wie zu unseren Mitmenschen fehlt, muß sich diese zersetzende Art des Denkens in dem äußeren Mißerfolg ausdrücken. Erst in dem Augenblick, wo wir an uns, an unsere Familie, an unsere Mitarbeiter und Untergebenen, an unsere Vorgesetzten und Mitmenschen glauben, erst in dem Augenblick sind wieder die Brücken geschlagen, in dem Augenblick wird eine erstarrte Einheit zustande kommen, die uns rettet und aus den Schwierigkeiten herausführt.

Und wenn Sie mir die Frage vorlegen, ob denn der einzelne von uns derartiges zuwege bringen kann, so möchte ich sagen, daß derjenige Mensch, der an die anderen glaubt, der in dem anderen nicht das Böse, das Häßliche sieht, sondern wirklich Vertrauen zu ihm hat, auch tatsächlich der Stärkste und Sicherste ist; denn in dem Glauben an den anderen weckt er Kräfte in allen, in diesem Glauben bereichert er sich selbst am meisten. Ein Vater, der an seine Kinder glaubt, wird getragen von der Liebe der Kinder. Gatten, die gegenseitig an sich glauben, die fest auf sich bauen und vertrauen, stützen sich und tragen sich gegenseitig so, daß diese Kraft größer ist als die eines einzelnen, und daß aus einem solchen Vertrauen eine Stärke erwächst, die die ganze Zerrissenheit überwindet. Es kommt also darauf an, die Einheit zu gewinnen und einig in uns zu sein. Auch einfach müssen wir sein, einfach in unserem Denken, in unserer Gemeinschaft, in unserem Handeln.

In der Kraft des Guten liegt das Streben, den Sieg des Charakters im praktischen Leben bestätigt zu sehen und zu erkennen, daß letzten Endes der führerhafte Mensch triumphiert und die Verwirrung besiegt.

Die
Maske.



Lichtbildstudie
von
Henn, Bern.

Erlebnis im Abteil.

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

„Wozu arbeiten! — Ist völlig sinnlos! Die Hunde jagen einem ja doch jeden Gewinn unter dem Namen einer Steuer wieder ab! Na — sind doch Hunde! Mein bißchen Betriebskapital — weggesteuert! Der Gewinn aus den Kriegsjahren — weggesteuert. Jetzt die höheren Einnahmen — weggesteuert! Nee, ich halte es mit der Faulheit; seit mein selbständiges Geschäft von den Hunden ruiniert ist, arbeite ich auf Fingerschonem!“

Der alte Schuster drehte grimmig die schwärzlichen aufwärts gebogenen Daumen. Sein Gegenüber in der ratternden dritten Klasse gab ihm recht. „Hilft ja auch alles nichts! So wie der Zug durch den Tunnel muß, so müssen wir noch durch viel dunklere Zeiten! Erst muß noch der Bolschewismus und die Hungersnot über uns kommen, da hilft kein Gott dagegen!“

„Gott? Na, der schon lange nicht! Nee, Männeken, wenn ich bloß ‚Bete und arbeite‘ höre, dann wird mir schon blümerant wie in der Bestunde vom Lehrlingsverein!“ Der Schuster geriet vor Emdörung ins heimatlische Berlinisch.

„Beten und arbeiten? Nee, nicht in die Lamäng! Weder noch! Uns hilft nischt, und das am allerwenigsten“. Der Jüngling mir gegenüber strich das Haar von der breiten Stirnmarke, dann mischte er sich in das Gespräch der anderen mit einer Erzählung, die mir so wunderbar und wundervoll erschien, daß ich bis heute noch einige Wendungen daraus behalten habe. Er sprach leise, fast mit Anstrengung und sah dabei gerade aus, als ob er durch mich und den ganzen Baseler Schnellzug bis zum letzten Wagen durchblickte:

„Vielleicht mögen die Herren etwas hören, was zu ihrem Gespräche paßt. Es ist eine wahre Geschichte, jedes Wort buchstäblich wahr, deß‘ ist die Mark und sind diese Haare Zeuge, die mir als Zwanzigjährigen in wenigen Tagen grau wurden von dem entsetzlichen Erlebnis: . . . dem wundervollsten Erlebnis!“

Ich hatte acht Tage lang von Bürgli aus Bergfahrten unternommen, nun wollte ich mit meinem ausgezeichneten Tiroler Führer ins Nachbartal hinüberwechseln, um die dortigen Gipfel zu bezwingen. Das Wirtshaus war bezahlt,

die Koffer vorausgeschickt, wir gingen los. Untermwegs trieb mich der Übermut, statt der sicheren Paßstraße so im Vorbeigehen den gefährdeten Weg am Toten-Lobel hin zu versuchen. Mein getreuer Beistand riet von dem gefährlichen Wagnis ab, aber schließlich schämte er sich vor mir, dem „G'studenten“, seilte sich und mich an, und wir kletterten los. Es schien mir eigentlich gar nicht so gefährlich, und ich weiß heute noch nicht, wie schließlich das Unglück kam. Vielleicht war gerade meine vermeintliche Überlegenheit über die Gefahren des vereisten „Bandes“ die Ursache. Ein greller Schrei aus zwei Kehlen, dann ein wilder Schmerz, als die Handknochen am Felsen aufschlugen und im vergeblichen Anfrallen Nägel und Haut und Fleisch in Fetzen heruntergerissen wurden, ein wirrer Laumel von Armen und Beinen, dann ein furchtbarer Aufschlag.“

Er strich durch das graue Haar, es erschien noch in der Erinnerung von Angstschweiß verklebt.

„Als ich zu mir kam, lag ich im tiefen Schnee auf dem Grunde des berühmten Toten-Lobels, einer ganz engen Felsenschlucht. Neben mir mit zerbrochenem Schädel, aus dem die Augen grauig herausgingen, der Tiroler Führer. Ich hatte als älterer Medizinstudent genug Tote gesehen, so fürchterlich wie diese Leiche aber hatte mich keine angestarrt, denn mit grauenhafter Klarheit erzählte sie mir mein Schicksal an ihrer Seite. So wie uns das Seil zusammen in den Abgrund gerissen, so würde es mich in den Tod zerren hinter ihm drein. Ich würde elend verhungern in dem lebendigen Grabe, während drei Meter neben mir ein Mensch verweste. Keine Hilfe von dem nahen Bürgli im Tale würde nach uns ausgehen, weil wir ja nicht zurückzukehren beabsichtigt hatten. Und keine Möglichkeit, an den senkrechten Wänden der Schlucht in die Höhe zu kommen! Ich schrie, ich raste, ich rannte mit dem Kopf gegen die von glasigem Eis überzogenen Steinwände meines Kerkers, um meinen Schädel zu zertrümmern, wie den des stillen Mannes neben mir! Ich brach in kraftloser Verzweiflung zusammen.“

Als ich wieder zu mir kam, schnitt ich das Seil durch, das mich noch immer mit der Leiche verband. Dann untersuchte ich unsere Rucksäcke, um zu sehen, wie viele Tage ich mein Leben fristen könnte. Es war wenig genug. Mich besiel ein Schaudern, das mir den Unterkiefer herabstüßte bei dem Gedanken, daß ja neben mir frisches Fleisch ...“

Der junge Arzt wischte sich wieder schnell die Stirn.

„Ja, und noch etwas fand ich im Rucksack des Toten: einen schwärzlichen Rosenkranz und ein Gebetbüchlein, wie es die Tiroler bei der Firmung bekommen und oft ihr Lebenlang benutzen. Mir gaben diese zerlesenen Blätter die Möglichkeit, meinen Eltern und einem heimlich geliebten Mädchen den letzten Gruß zu schicken. Auf den vom Druck freien Blättern beschrieb ich dem, der vielleicht in Jahren meinen verdorrten Leichnam fand, unser Unglück, meinen Namen, Ort, Zeit und Umstände. Ja, und da kam es, das große Erlebnis. Ich begann in dem schmutzigen Büchlein zu lesen und las das wundervollste Gebet, das je Menschenhand aufzeichnete und das heißt: „Die Geheimnisse des Rosenkranzes“. Sie müssen wissen, ich war damals nicht katholisch und hatte über diesen und jenen Glauben nicht viel andere Ansichten, als Sie sie vorhin äußerten. Und nun mußte ich erleben, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten, daß ich selig die verschrämten, blutbeschnittenen Hände faltete und betete, wie nie zuvor im Leben. Und zwar nicht um meine Rettung — die war ja unmöglich —, aber um mein seliges Ende.“

Und da auf einmal fiel mir ein Wort des Beistandes ein, das er vor einigen Tagen gebraucht hatte. „Bete, als hülfe kein Arbeiten. Arbeite, als hülfe kein Beten.“ Und ich faßte den heiligen Entschluß, dem Rat des schlichten Burschen zu folgen.

Dieser Mann hat mir nach seinem Tode den wichtigsten Dienst in meinem ganzen Leben erwiesen — auch einen „Führerdienst“, wahrhaftig!

Arbeiten — ja, aber was? Ich hatte mein Bergbeil da. Und so beschloß ich, an der Steilwand des Felsens Stufen zu hauen. Daß ich die wohl achtzig Meter hohen Klippen nicht auf diesem Wege bezwingen konnte, war mir sonnenklar, aber ich wollte, bis mir die Entkräftung den Pickel aus der Hand nahm, arbeiten, um zu arbeiten. Denn Gott will Arbeit auch in hoffnungsloser Lage! Das hatte mich das Gebet gelehrt!

Die ersten Tage gingen so hin. Der Schnee löschte den Durst. Brot und Speck teilte ich für jeden Tag ein. Tags arbeitete ich mühsam einige Stufen und nachts schlief ich in einer Schneehöhle, tief getröstet vom Rosenkranz des Toten, der, mit ein wenig Schnee kaum bedeckt, neben mir lag.

Aber als Tage und Tage vergingen, da begannen die Dämonen der Fäulnis ihr entsetzliches Werk und verpesteten die Luft in der engen Schlucht auf das Grauenhafteste. Wie starrte ich sehnüchlich in die Höhe, wo wenige Meter über meiner obersten Stufe ein anscheinend heftiger Wirbelwind Tag und Nacht den körnigen Schnee auf einem kleinen Felsabsatz umtrieb. O Gott, Luft, Luft! Nur für Minuten Luft!

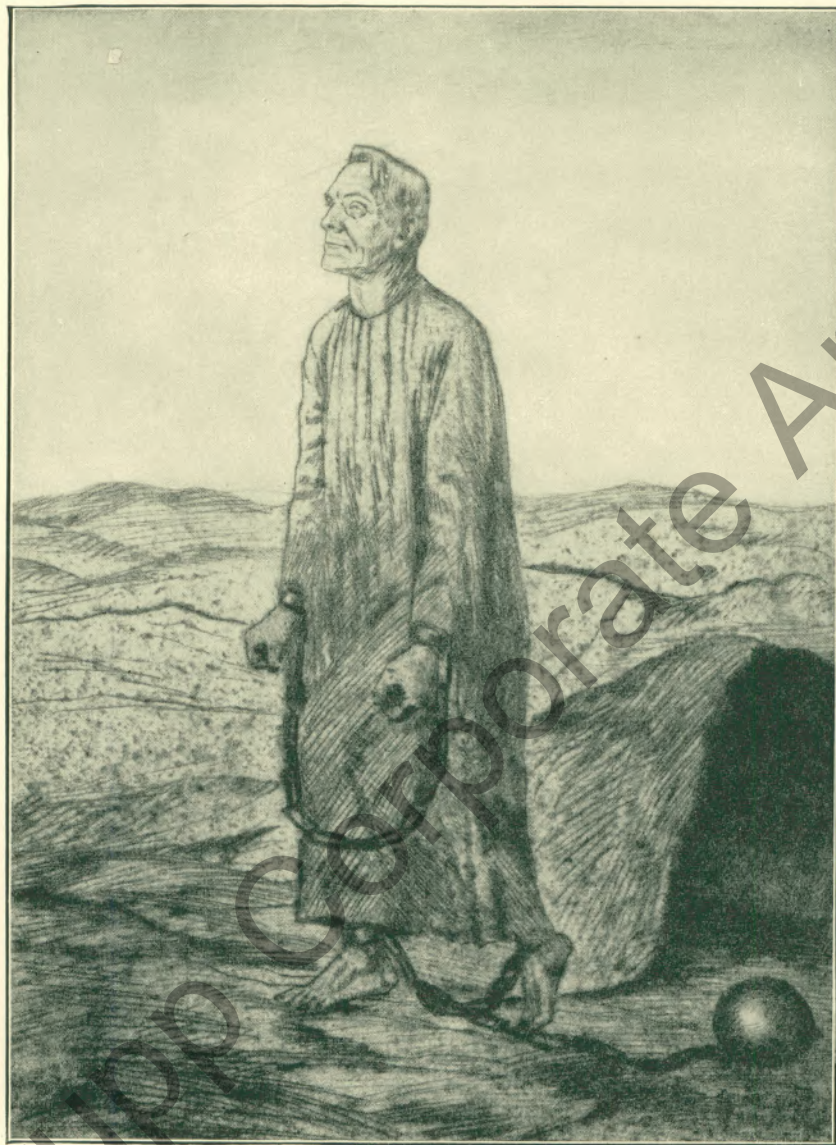
Und es gelang mir nach einigen Tagen, diesen winzigen Sitz zu erreichen! Ich hatte am Morgen die letzte steinharte Rinde meines Brotes mit Schnee hinuntergekaut; die Irgebilde des Fiebers rasten mir schon vor den Augen und im Hirn. Ich setzte mich oben auf den Vorsprung und atmete zum ersten Male nach so fürchterlichen Tagen in tiefen Zügen die frische Schneeluft. Und selig las und betete ich von den schmutzigen, zerlesenen Blättchen, als ... als der Wirbelwind der Höhle mir in plötzlichem Stoß das Blatt aus den Händen riß und es wie durch einen Ramin die enge Schlucht hinauftrieb. Laut weinte ich auf in den Delirien meiner Verzweiflung, als dieser letzte Trost mir entging. Nur mit den Gebeten dieser Blätter hatte ich ja das fürchterliche, lebendige Begrabensein dieser Woche ausgehalten, nur ihr Gebet hatte meine Nächte, nur ihre Anfeuerung zur Arbeit meine Tage möglich gemacht. Mühsam stieg ich wieder in das verpestete Grab hinab und legte mich nieder. Meine Herren, ohne jenes Gebet wäre ich damals irrsinnig geworden; seit jener Stunde weiß ich, was ein Gebet ist!

Als ich nach dumpfem, endlosen Schlaf aufwachte, da — ja, — da war ich gerettet? Ein Korb voll Lebensmittel und Decken senkte sich zu mir hernieder, und nach mühseliger zweitägiger Arbeit der Rettungsabteilung zogen sie mich in einer Seilschleife hinauf.

Jene Seite des Gebetbüchleins war von einem Kinde an der Kirche in Bürgli gefunden worden, meine Aufzeichnungen auf den Rändern hatten die Bewohner herbeigeht!

Ein Wunder? Vielleicht! Mir ist dieses Erlebnis mehr als ein Wunder, und ich kann nur ganz fröhlich lächeln über die Toren, die über Wunder lächeln! Aber wichtiger fast für mein äußeres Leben, als jenes Gebet — denn es geht mein inneres Leben an, und ich mag davon nicht reden — ist mir dies geblieben: Es gibt keine Tiefen der Not, in denen Arbeit nicht zu helfen vermöchte! Fast immer bezwingt sie die äußere Lage, selbst die verzweifelte, aber immer, ja immer hilft sie uns selber innerlich dadurch, daß sie die Hoffnung stärkt!“

Halblaut schloß er: „Corroborata nobis spes“ — Stärke in uns die Hoffnung!, während er den inzwischen eingelaufenen Zug verließ. Ich blieb stumm, wie die beiden anderen. Ich hätte nicht gedacht, daß mich der alte, ja beinahe veraltete und ein wenig platte Spruch „Bete und arbeite“ so erschüttern könnte! Aber freilich, das Leben ist beträchtlich viel wirkungsvoller und überzeugungskräftiger als das Wort! —



Radierung von W. Kraus.

Fesseln.

*Ich schleppe Fesseln dunklen Weg
Und taste nach dem Hellen,
Und wenn ich Schritt' und Hände reg',
Ist's doch, als klirrten — Schellen.*

*Reibt auch das Steingewicht der Not
Mir weiter Wund' um Wunde —
Ich senk' es noch als Hoffnungslot
Ins Zukunftsmeer zum Grunde.*

*Bis ich auf letzter Höhe steh',
Lichtfluten mich umbranden —
Und schließlich tut mir nichts mehr weh,
Und Fesseln sind — Girlanden.*

Willibald Kraus

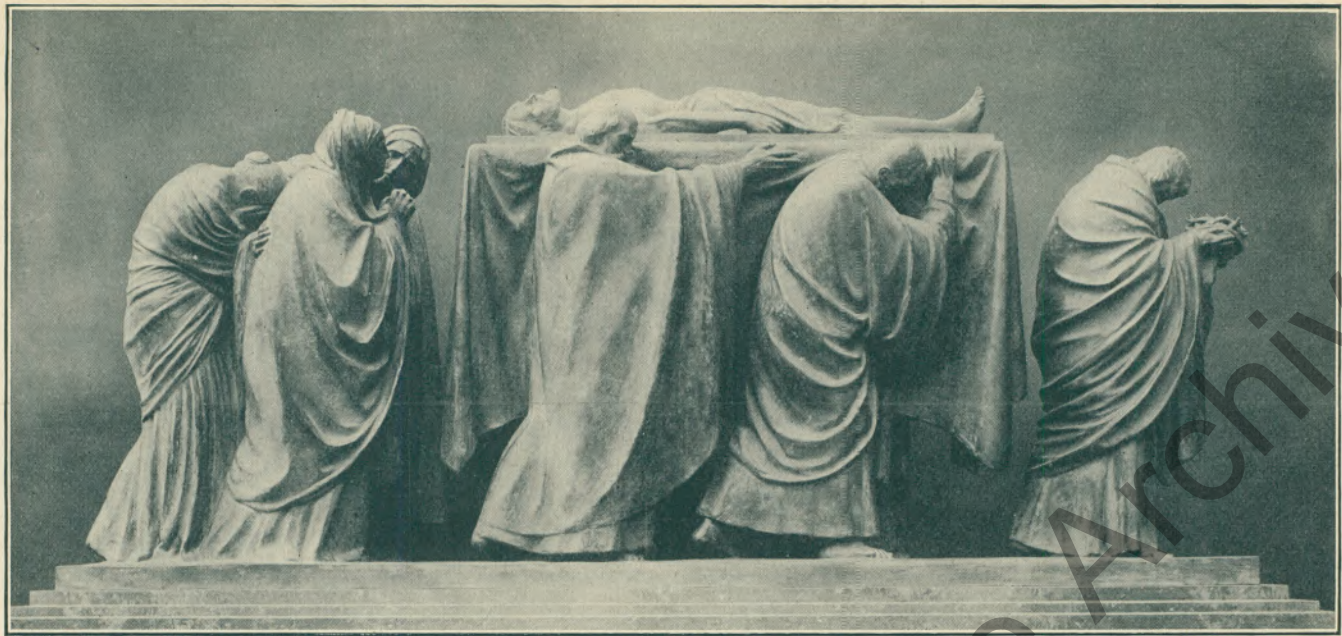


Abb. 1. Begräbnis Christi.
Grabmal in Bierfen von Professor Georg Busch.

Das deutsche Grabmal.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl in München.

Die Ausgrabungen ermöglichen uns, von der Steinzeit an nachzuweisen, daß der Tod die Liebe des Menschen zu seinen Angehörigen nicht auszulöschen vermag. Aus den Grabbeigaben sehen wir immer wieder das Bestreben, dem Toten sein Weiterleben so angenehm als möglich zu machen. Der Wunsch, das Grab gegen Zerstörung, insbesondere auch wilde Tiere, zu schützen, wird zum Ausgangspunkt für das spätere Grabmal. Den schweren Steinen, die man als Schutz auf dem Grabe aufspeicherte, haben die Ägypter in den Pyramiden zuerst eine monumentale Form gegeben. Über Griechenland und Rom dringt das Grabmal in die übrigen Länder Europas ein. Das Christentum verwirft die heidnische Symbolik des antiken Grabmonumentes, aber es übernimmt seine Form, den Sarkophag und den Grabstein. Das Bedeutendste, was das frühe Mittelalter an Sepulchralkunst geschaffen hat, ist das tempelförmige Grabmal des Ostgotenkönigs Theodorich (Dietrich von Bern) in Ravenna.

Im deutschen Friedhof erscheint als älteste Denkmalsform der Grabhügel. Er ist das Symbol des Sarges, das einfachste und schönste Grabmal aller Zeiten. Die ältesten Grabhügel lagen um die Kirche. Bei der engen Ver-



Abb. 2. Grabstein
für ein Kind des Pfarrers Adam Kössler in Neustadt (1683).

bundenheit des mittelalterlichen Menschen mit der Kirche war diese Anlage des Totenfeldes ein Akt der Pietät und des Trostes. Mit einem Kreuze aus Holz oder Eisen gab man sich lange Zeit zufrieden. Ein Stein am Kopfende des Grabes trug immer ein Adels- oder Patrizierwappen. Gegen das Eindringen der Toten in den Kirchentraum hat sich die Geistlichkeit lange gesträubt. Hier sollten nur die Leiber der Märtyrer, ganz oder in einzelnen Teilen (Reliquiare) ruhen. Auch die Grabplastik war bis um das Jahr 1000 durch die Konzilien der Kirche verboten. Der erste Laie, der diese Verbote durchbrach, war Karl der Große. Ihm hatte die Kirche Außerordentliches zu verdanken, und so gestattete sie ausnahmsweise, daß er in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen beigesetzt werde. Seit dem Einfall der Normannen 881 ist dieses Grabmal verschwunden. In der Geschichte der Grabplastik nimmt es aber eine besondere Stellung ein, weil es das erste deutsche Grabmal war, das den Bestatteten im Bilde zeigte. Selbst die Steinfürge der späteren Kaiser in Worms und Speyer sind einfache Kisten.

Immer heftiger wurde das Verlangen der Laien, nahe beim Fronleichnam oder den Gebeinen eines



Abb. 3. Grabmal Heinrichs des Löwen
im Dom zu Braunschweig (1230).



Abb. 4. Grabmaldeckel Herzog Heinrich IV. von Schlesien
in der Kreuzkirche zu Breslau (um 1290).

Heiligen die letzte Ruhestätte zu finden. Besonders bei solchen hochgestellten Laien, welche ein Gotteshaus oder ein Kloster gestiftet hatten, konnte die Kirche ihren Widerstand nicht immer aufrechterhalten. So ziehen denn in immer größeren Totenprozessionen die Ritter mit ihrer Familie, später auch die Bürger in die Gotteshäuser ein. Auch die Kirchen und Klöster errichten jetzt ihren weltlichen Stiftern Porträtgrabmäler. Zuweilen halten diese Stifter ein Modell des Gotteshauses in der Hand, wie man das beim Grabmal Heinrichs des Löwen im Dom zu Braunschweig sehen kann (Abb. 3). Zunächst erhielten die reichen Landesherren ein Hochgrab (Lumba). Den Deckel dieser Sarkophagähnlichen Bauten bildete eine Platte mit dem Relief des Verstorbenen. In frühromanischer Zeit wurden die Umrisse der Figur oft ganz roh in den Stein eingeritzt. Gute Beispiele dafür sind ein Grabstein der Dorfkirche Borghorst (Westfalen) im Bischöflichen Museum zu Münster und der Grabstein der Adelaide von Hohenlohe im Kloster Blaubeuren. Oft ließ man die Grabplatte unmittelbar über der Leiche im Fußboden der Kirche oder des Kreuzganges ein. Als Vorläufer dieser Grabplatten betrachtet die Kunstgeschichte Mosaikgrabplatten des sechsten Jahrhunderts, die man in Nordafrika und auf der Insel Sardinien bei Tunis gefunden hat. In Deutschland ist die Mosaiktechnik nie recht heimisch geworden.

Das älteste erhaltene Bildnisgrab Deutschlands ist das Relief Rudolfs von Schwaben (Gegenkönig Heinrichs IV., gefallen 1080) im Dom zu Merseburg. Als das edelste Grabmal des 13. Jahrhunderts gilt das Doppelgrab Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde (1230). Die Grabdenkmäler des früheren Mittelalters sind horizontal angelegt; darauf weisen oft die Kopfkissen hin, auf denen das Haupt des Toten ruht. Um 1300 bildet sich das Wandepitaph aus einem

Heiligenbild zum Totendenkmal um. Seinen Hauptinhalt bildet immer das Bild eines Heiligen oder ein Vesperbild. Oft genug hat es der Stifter noch bei Lebzeiten errichten lassen. Er erscheint darauf in kleinem Format gewöhnlich links unten, knieend, in voller Amtstracht, von seinem Wappen begleitet. Neben ihm sieht man jene Heiligen, die er sich als besondere Schutz- und Sterbepatrone ausgewählt hat. Vielsach bildet auch Christus am Kreuz den Mittelpunkt solcher Epitaphien. Dann kniet der Stifter mit gefalteten Händen vor dem Kreuz und blickt in tiefer Andacht zu seinem Erlöser auf. Bei vollplastischen Grabmälern der Ritter ist die Familie oft so um das Kreuz gruppiert, daß auf der linken Seite die männlichen, auf der rechten die weiblichen Mitglieder, von den kleinsten bis zu den Ehegatten ansteigend, knien (Franziskanerkirche zu Würzburg).

Eine Sonderform des Hochgrabes ist das Bahrenz oder Lischgrab. Das älteste in Deutschland ist jenes des Grafen Konrad von Kurzbald im Dom zu Limburg (um 1290 errichtet). Eine Reihe monumentaler Hochgräber von Kirchenfürsten ziert den Chorumgang des Kölner Domes. Zu den berühmtesten Grabmälern gehört das herrliche Hochgrab (um 1260) des deutschen Papstes Clemens II. (gestorben 1047) im Dom zu Bamberg.

Das Material des mittelalterlichen Grabmals ist sehr verschieden. Die ältesten deutschen Grabfiguren sind aus Erz gegossen oder aus Stuck geformt. Als eine Seltenheit erscheint das Lumbagrab des Herzogs Heinrich IV. von Schlesien in der Kreuzkirche zu Breslau (um 1290) (Abb. 4). Es ist nämlich aus gebranntem Ton. Kunstgeschichtlich ist es auch deshalb von Bedeutung, weil es zum erstenmal das französische Motiv der klagenden Sockelfiguren auf deutschem Boden zeigt. Neben Bronzeepitaphien erscheinen, namentlich in



Abb. 5. Grabdenkmal des Pfalzgrafen Heinrich in der Abteikirche Maria Laach.

Lübeck, auch Grabplatten in Messingguß. Auch Holz hat man mit Marmor in Verbindung gebracht. Von großer ornamentaler Gewalt ist das aus Eichenholz prachtvoll geschnitzte Kolossalbild des Grafen Heinrich von Sagn (gestorben 1247), ursprünglich in der Kirche zu Sagn bei Koblenz, jetzt im Germanischen Museum (Abb. 6). Einzigartig ist das Grabdenkmal des Pfalzgrafen Heinrich (gestorben 1095) in der Abteikirche Maria Laach (Abb. 5). Auf dem steinernen Sarkophag vom Ende des 13. Jahrhunderts ruht die 2,40 Meter lange, aus Nußbaumholz geschnitzte Figur. Sie ist mit bemalter Leinwand überzogen. Darüber erhebt sich in einer Höhe von 6,40 Meter auf sechs schlanken Säulen ein Baldachin, wie er nirgends mehr in Deutschland über einem Grabdenkmal vorkommt. Lange stand man vor einem Rätsel. Da gelang es vor einiger Zeit einem Mitglied der Abtei, nachzuweisen, daß der Baldachin ursprünglich zu einem Ziborienaltar gehörte und erst im Barock mit dem Hochgrab vereinigt wurde.

Zwischen 1190 und 1303 erreicht die deutsche Plastik ihre höchste Vollendung. Mit dem Emporkommen des Bürgertums sinkt sie wieder herab. Wie in der Dichtung vergrößern sich durch den Geschmack der Handwerker alle Formen. Einen neuen Aufstieg verkündet das berühmte Grabmal des Fürstbischofs Rudolph von Scherenberg (gestorben 1495) im Dom zu Würzburg (Abb. 7). Nie wurde in Deutschland ein



Abb. 6. Grabmalfigur des Grafen Heinrich III. von Sagn aus dem Kloster Sagn bei Koblenz (um 1250).

Greifenbild geschaffen, das abgeklärter, friedlicher, milder wäre. Dieser fast Hundertjährige, dessen Regierung durch die Mißwirtschaft seines Vorgängers eine schwere Last war, hat die Welt überwunden und gehört schon mehr dem Jenseits an. Aus seinem schmerzlosen Abschiedsblick leuchtet die tiefste aller Weisheiten: Bonum certamen certavi. Es ist ganz erstaunlich, wie Tilman Riemen-schneider als Dreißigjähriger sich schon so fein in das Seelenleben eines dem Jenseits zugekehrten Greises einzufühlen vermochte. Auf die Schönheit der Linien, der Faltenbehandlung und des liebevoll durchgearbeiteten Rahmenwerkes sei nur kurz hingewiesen. Das Werk, das eine Höhe von etwa 4 Meter hat, ist vom Meister selbst in hellroten Marmor gemeißelt und mit seinem Meisterzeichen signiert. Eine leichte Bemalung verstärkt die Wirkung der feinsten Partien.

Die italienische Renaissance trägt in die deutsche Grabmal-kunst einen Prunk hinein, von dem sich das Mittelalter nichts träumen ließ. Es sind in erster Linie die Päpste, dann aber auch die Kardinalö und die Fürsten von Florenz und Venedig, welche sich, oft noch bei Lebzeiten, Denkmäler von ungeheuren Ausmaßen errichten ließen. Neben die Plastik tritt dabei die Architektur. Das Denkmal wird jetzt an die Wand gelehnt und zum Hochbau ausgestaltet. Der Tote liegt auf dem Sarkophag wie auf einem Paradebett in tiefem Schläfe. Eine flache Nische bildet den



Abb. 7. Grabmal des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg (um 1495)
von Tilman Riemenschneider im Dom zu Würzburg. (Teilsansicht.)

Hintergrund, ein Bogenfeld (Vünette), in dem man oft die Madonna mit Engeln und Fruchtgewinden sieht, schließt das Ganze nach oben ab. Wenn auch die deutsche Grabkunst sich nie zu einem ähnlichen Luxus versteigen konnte, so ist der Einfluß der Italiener doch bis ans Ende des 18. Jahrhunderts deutlich wahrnehmbar. Nur durch diese Einflüsse lassen sich so groß angelegte Prunkmonumente, wie das Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck und das Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche zu München (1622), erklären. Jedes von beiden ist ein Kenotaphion, das heißt ein Gedächtnisgrab, in dem kein Leber ruht. Maximilian liegt in Wiener-Neustadt begraben, das Grab Ludwigs des Bayern konnte die wissenschaftliche Forschung bis heute nicht entdecken.

Das Münchner Monument ist wieder ein lehrreiches Beispiel dafür, wie bei älteren Grabmälern Bestandteile vereinigt wurden, die ursprünglich gar nichts miteinander zu tun hatten. Herzog Wilhelm V. von Bayern war ein großer Freund der Erzplastik. Er zog den Niederländer Hubert Gerhard an seinen Hof, der durch seine Arbeiten für die Fugger in Augsburg berühmt geworden war. Unter den zahlreichen Großaufträgen, die ihm der Herzog gab, befand sich auch ein Prachtgrab in der Michaelskirche. Die Geldnot der Zeit zwang jedoch zur Entlassung des Künstlers, und so wurden nur einzelne Teile des Grabmals gegossen. Wilhelms Sohn, Kurfürst Maximilian I., ließ im Bogenbogen der Frauenkirche ein Ehrenggrab für seinen Vorfahren Ludwig den Bayern errichten. Die stillgelegte Münchner Gießhütte wurde durch den Schüler Gerhards, den Bayern Hans Krümpel, zu neuem Leben erweckt. Krümpel goß die wesentlichen Teile des heutigen Grab-

mals. Die vier Ritter Hubert Gerhards aber, die für das Wilhelmsgrab der Michaelskirche bestimmt waren, wurden nun zum Ludwigsgrabe verwendet. So ist es zu erklären, daß dieses schönste Grabmal Deutschlands keine künstlerische Einheit aufweist.

Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts tritt neben das Grabmal des Ritters und des Prälaten immer häufiger das des Stadtbürgers. Attribute seines Handwerks, sein Familienwappen, oft auch sein Hauszeichen dienen zur Charakteristik. Ein schönes Stück dieser Art ist der Grabstein des Steinmetzmeisters Wolfgang Zenk (gestorben 1513), des Erbauers der Kirche von Steyr (Oberösterreich). Er zeigt den Meister kniend, von Steinmetzwappen und Steinmetzwerkzeugen umgeben. Der Amberger Büchsenmeister Martin Merz (gestorben 1501) erscheint mit dem verdeckten rechten Auge, das er durch eine Explosion verlor, als echter Feuerarbeiter. Der Basilisk und die Kanone in den Wappen zu seinen Füßen sprechen seinen Stand aus.

Das 17. und 18. Jahrhundert bedeuten für die Grabmal-kunst Zeiten des Niederganges. Der nationale Charakter wird durch fremde Einflüsse zurückgedrängt. Für die Sentimentalität der Popszeit und ihr Verlangen nach malerischer Wirkung ist das in schwarzem und weißem Marmor ausgeführte Grabmal des Dompropstes Johann Philipp Ludwig von Frankenstein (gestorben 1780) im Würzburger Dom ein lehrreicher Beleg. Um 1800 gewinnt das Grabmal durch den Klassizismus wieder strengere Formen. Die Mausoleen von Charlottenburg und Herrenhausen bergen römische Sarkophage. Eines der schönsten Werke des streng gräzifizierenden



Abb. 8. Grabmal des Pfalzgrafen Otto II von Wittelsbach
in Neumarkt (Ende des 15. Jahrhunderts).
(Deckplatte aus Rotmarmor.)

Stiles ist das Grabmal des Herzogs von Leuchtenberg (Stiefsohn Napoleons I., gestorben 1824) in der Michaelshofkirche zu München. Thorwaldsen hat es aus kararischen Marmor gehauen. Er zeigt den Toten unbekleidet, als antiken Helden, wie er Abschied nehmend gerade vor die Tür seines Grabmals tritt.

Seit dem 14. Jahrhundert sahen sich die Gemeinden durch den Bevölkerungszuwachs genötigt, die Begräbnisstätten außerhalb der Siedelung anzulegen. In der bunten Mannigfaltigkeit und dem geistigen Gehalt der Erdmale beruhte die Poesie der alten Friedhöfe. Jeder Grabstein, jedes schmiedeeiserne Kreuz war ein Stück individueller Handwerkskunst, mit liebevoller Hingabe an das Werk geschaffen. Im 19. Jahrhundert bemächtigte sich die Indistrie der Denkmäler und drückte sie zum Kitsch herab. Serienweise begegnet uns in größeren Friedhofsanlagen das gleiche geistlose Muster immer wieder. In der Form schuf die Gegenwart eine solche Vielgestaltigkeit, daß ein näheres Eingehen darauf unmöglich

ist. Das künstlerische Grabmal unserer Tage ist vielfach noch nach religiösen Gesichtspunkten orientiert. Zu dem Monumentalsten, was die Grabkunst der Gegenwart geschaffen hat, gehören die Werke des Hanauer Bildhauers Professor Georg Busch (München), besonders sein Begräbnis Christi (Grabmal Mengen zu Giersen im Rheinland) (Abb. 1). Zu der bewunderungswerten Beherrschung der Form tritt bei Busch immer ein tiefer symbolischer Gehalt.

Die Leichenverbrennung brachte mit dem Urnengrab, dem Urnenhain und der Urnenhalle eine neue Note in das Friedhofsbild. Durch die Anlage von Waldfriedhöfen wird die ästhetische Wirkung der Grabmäler wesentlich erhöht. Zur Hebung der Friedhofskunst hat sich ein „Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal“ gebildet. Seine für das ganze Reich geltenden „Richtlinien“ (vom Juni 1922) sind geeignet, mit der Zeit eine künstlerische Erneuerung der gesamten Friedhofsanlage herbeizuführen.

Drei Auswanderer erzählen . . .

Von Gustav Moshaek.

„Heute müssen Sie mich begleiten“, sagte der Pfarrer von D., einer kleinen Stadtgemeinde im Neuenglandstaat Connecticut, zu mir. „Sie werden einen alten deutschen Einwanderer kennenlernen, wie es nicht viele hier im Lande gibt.“ Ein einsames Blockhaus, weitab von jeglicher Verkehrsstraße, in einer schmalen Waldlichtung war unser Ziel. Deutsche Worte begrüßten uns. Der sie sprach, war ein Mann von bald siebzig Jahren. Eine Redchengestalt, trotzdem ihm ein Arm fehlte. Auf einem ungeglätteten Baumstamm nahmen wir Platz. Es war nicht leicht, den Einsiedler zu bewegen, von seinem Schicksal zu erzählen. Ihn interessierte vielmehr das „Vaterland“, von dem ich erst vor kurzem gekommen war und das er vor rund fünfzig Jahren das letzte Mal gesehen hatte. Mit zwanzig Jahren war er ausgewandert. In Newyork hatte er einen Onkel gehabt. Bei dem wohnte er zuerst. Da er daheim als Schlosser gelernt hatte, fand er auch bald Arbeit. Das war damals alles viel einfacher. Schon nach wenigen Jahren wurde er Werkführer. Nunmehr wollte er auch bald heiraten, ein deutsches Mädchen aus seinem Heimatdorf. Sie war bereit, zu kommen. Im nächsten Monat sollte das Reisegeld an sie abgehen. Wie freute er sich! Fünf Jahre hatten sie sich nicht gesehen. Und er verdiente gut. Da geschah das Unglück. Bei einem Betriebsunfall büßte er seinen rechten Arm ein. Untauglich für den Betrieb, wurde er kurzerhand mit einigen tröstenden Worten entlassen. Eine Entschädigung gab es nicht. Was sollte er tun? Sein Onkel war inzwischen gestorben. Seine Ersparnisse hatten Krankenhaus und Arzt aufgezehrt. In die Heimat konnte er somit auch nicht zurückkehren. Und von seinem Mädchen mußte er lassen. Vergeblich suchte er in der Stadt nach leichteren Arbeiten. Keiner wollte einen Krüppel anstellen. Wozu auch? Jedes Einwandererschiff brachte neue, unverbrauchte Arbeitskräfte! Da verließ er Newyork und schlug sich in vielen Tagesmärschen in jene Gegend durch, wo heute sein schlichtes, selbstgefertigtes Blockhaus steht. Dort wohnt er jetzt, allein und ohne Nachbarn, seit über vierzig Jahren. Was die Natur ihm nicht gibt, das verdient er sich durch gelegentliche Holzfällerarbeiten. Mit eiserner Willenskraft, unterstützt von seines Körpers Kraft, hat er es im Laufe der Jahre dazu gebracht, daß sein linker Arm Dienste verrichtet, wie es auch zwei gesunde Arme nur selten vermögen. — Drei Stunden blieben wir bei ihm. Das Denken und Fühlen dieses Mannes, der nur selten mit Menschen, noch seltener mit Landsleuten zusammentraf, war ganz vom Vaterland beherrscht. Nur die wenigsten Fragen konnte ich ihm in der kurzen Zeit beantworten. Würde es wieder besser werden? Warum bekämpften wir uns gegenseitig? Das und vieles mehr wollte er wissen. „Grüßt mir das Vaterland!“ — das waren seine letzten Worte. „Ich werde es nie wiedersehen . . .“ Wann würde er auch wohl wieder einen Menschen von „drüben“ treffen? Wir sahen ihn in sein Blockhaus verschwinden, die deutsche Zeitung fest unter seinem Arm, die ihm der Pfarrer gebracht hatte. Die erste wieder nach vielen Wochen — für viele Wochen.

Drei Tage später in der Stadt D. Der Hutfabrikant L. hatte mich zu Gast gebeten. Bei Tisch, im Kreise seiner Familie, hatten wir uns der englischen Sprache bedient. Jetzt, da wir, der Hausherr und ich, allein auf der Terrasse saßen, sprachen wir deutsch. Nur kurz wurde das Thema des Tages, die schlechte Wirtschaftslage, gestreift, dann galten unsere Worte der alten Heimat. Ich war der erste Gast seit dem Weltkrieg, mit dem der Hausherr deutsche Worte wechseln konnte. Früher hatte er gelegentlich den deutschen Schuhmacher, den deutschen Metzger und Bäcker aufgesucht. Sie sprachen dann in der Regel von ihrer Soldatenzeit. Dann

hatte er, der junge Betriebsleiter, die Tochter seines Chefs geheiratet, dessen Vorfahren einst mit der Manfrower aus England eingewandert sein sollen, und alles war anders geworden. Mit deutscher Arbeitsfähigkeit und Gründlichkeit erzielte er einen Wirtschaftserfolg über den anderen. Das waren aber auch die einzigen deutschen Eigenschaften gewesen, die er nicht abzustreifen brauchte. Dank den Bemühungen seiner Familie gilt er unter seinen Bekannten als ein guter Neu-Engländer. Er wagt es auch nicht mehr zu sagen, daß er sich noch immer als Deutscher fühlt und bis an sein Lebensende fühlen wird. Er hatte als junger Techniker Deutschland verlassen, um Geld zu verdienen und dann zurückzukehren. Es war anders gekommen. Er wußte zu genau, daß seine Frau und seine Töchter niemals in Deutschland leben würden und könnten. Sie waren ja in ganz anderer Umgebung groß geworden. Ich schlug eine Besuchstreife vor und mußte ihm beipflichten: eine solche würde seinen unerfüllbaren Wunsch noch schwerer ertragen lassen. Und dann: er schämte sich als Deutscher, daß seine Muttersprache seiner Familie fremd war. Vielleicht, wenn er zu Hause energischer gewesen wäre . . . Wir mußten unser Gespräch unterbrechen. Die Damen des Hauses waren erschienen. Mit ihnen andere Gäste. Eine andere Welt tat sich auf. Englisches Scherzen, englisches Lachen — Musizieren. Der Mann hütete sein Geheimnis gut. Noch einmal waren wir allein. Ich nahm Abschied. „Wissen Sie, was das Schwerste für mich ist?“ Er wartete eine Antwort nicht erst ab: „Zu wissen und sehen, daß die eigenen Kinder uns nicht mehr gehören.“

Im Westen suchte ich meinen alten Freund, den Rechtsanwalt St., in der Stadt D. auf. Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen. Wir sprachen von alten gemeinsamen Bekannten. Da war auch ein früherer deutscher Offizier gewesen, v. B. Was war aus ihm geworden? „Wir wollen ihn auffuchen“, erhielt ich zur Antwort. „Aber er hat seine Wohnung gewechselt.“ Ich erinnerte mich noch seiner schönen Wohnung in einem der besten Privathotels. Jetzt traf ich ihn wieder in einer jämmerlichen, baufälligen Kammer im ärmsten Stadtteil. Selbst die Gesichtszüge, von äußerster Not und Verzweiflung gekennzeichnet, waren andere geworden. Seine gute Stellung hatte ihm der Krieg geraubt, sein eigenes Vermögen die Inflation. Seinen früheren Posten bekleidete heute ein amerikanischer Kriegsteilnehmer. Für einen Deutschen, noch dazu einen ehemaligen Offizier, war kein Platz. Und sein Vermögen? Zurück konnte er damals nicht — so hatte er eben Krieganleihen gezeichnet. Später auch noch andere deutsche Papiere gekauft. Eine Zeitlang hatte er sich als Vertreter betätigt, und als auch das zum Leben nicht ausreichte, sich als Gelegenheitsarbeiter durchgeschlagen. Mal wusch er Geschirr, mal war er Streckenarbeiter. Dann kam die Arbeitslosigkeit. Jetzt verkaufte er an einer Straßenecke Schnürsenkel oder, richtiger gesagt, versuchte sie zu verkaufen. Sein letztes Geld hatte er für die Lizenz zum Straßenhandel hergegeben. Wovon er morgen leben würde, wußte er nicht. Eine Unterstützung — niemals. Seine Verwandten in Deutschland — sie hatten selbst fast alles verloren und sorgten zudem für seine alte Mutter. Nein, er hatte ihnen nicht geschrieben, wie es ihm ginge. Wozu auch. Eine Pension bezog er nicht; er hatte vor vielen Jahren als junger Leutnant freiwillig seinen Abschied genommen. „Erinnerst du dich noch, wie ich, als du das letzte Mal hier warst, nur den einen Wunsch hatte, niemals in fremder Erde begraben zu werden?“ —

Drei Wochen später hat er seinem Leben ein Ende gemacht. Er liegt auf dem Armenfriedhof begraben — ein Namenloser unter vielen.



Der Mittelpunkt einer deutschen Kolonie im brasilianischen Urwald.

Auswanderer.

Zwei Tagebuchblätter einer Südamerikafahrt.

Von Ernst Hoferichter.

I. Schicksale schwimmen über den Ozean.

Die spanische Sonne liegt über dem Hafen La Coruña und will die wartenden Menschen wie Gartenmöbel anstreichen.

Aber der Kai ist schwarz von Abschied besetzt. Auswanderer stampfen zum letzten Male den verfluchten europäischen Boden.

Auf offener Reede harrt der deutsche Dampfer „Monte Pascoal“ auf die schwere Fracht, von der jetzt jedes Herz tausend Zentner wiegt.

Und wenn reife Männer mitten im prallen Sonnenschein weinen, dann ist ein Schicksal überlebensgroß geworden und drückt den Brustkorb zusammen.

Bis Buenos Aires ist es weit, und die zehntausend Kilometer Entfernung sollen jetzt schon vorausgenommen durch Umarmung und Kuß überwunden werden. Noch einmal wird im Abschied die Körperwärme des anderen verspürt. Sie muß auf Jahre ausreichen — und mißt doch nur 37 Grad Celsius. Aber alle erleben, daß dieser Vorrat viel zu knapp ist — und diese Einsicht macht den Abschied so schwer.

Kisten, Koffer und Körbe fliegen wie aufgeschreckte Vögel in den Bauch des Schleppers.

Auf der untersten Stufe der Kaimauer, wo schon das ölige Wasser in die Schuhe springt, reißt sich ein Mann von der Frau los. Er merkt sich noch schnell ein paar Risse auf ihren aufgesprungenen Lippen. Und sie sieht mit einem letzten Blick, daß der Mann beim Rasieren unterm linken Backenknochen eine kleine Stelle vergessen hat . . . Aber da springt er schon ins Boot, und sie kann die Zahl der Bartstoppeln nicht mehr abschätzen. Aus diesen winzigen Schönheitsfehlern werden sie einmal tröstende Altäre errichten, an die sie sich klammern,

wenn die letzten Vorstellungen verblasen wollen. Und ein gerade noch erschauter Mitesser hilft in Jahren der Trennung mit, das Madonnengesicht der Geliebten wieder aufzubauen.

Mit elfhundert spanischen und zweihundert deutschen Passagieren beladen, schaukelt das Schiff um das Cap Finisterre in den großen Atlantischen Ozean ein.

Diese Spanier haben nicht viel Ähnliches mit den „Carmen“ und „Granden“, die nur noch auf Zigarettschachteln, Maskenbällen und im Finale der Abonnementopern weiterleben. Sie kommen aus elenden Hütten und Lehmblöchern, wo Mensch und Vieh zusammen, von vier schiefen Wänden eingerahmt, schlafen — und wo sogar der trennende Kreidestrich der Schmierentheatergarderoben fehlt.

Und jetzt stoßen unter Staunen, Bewundern und glänzenden Augäpfeln zwei Welten zusammen. Der deutsche Drittklassendampfer wird unerhört, wächst zum Palast an, und die blitzenden Türklinten sind nichts als königlicher Luxus.

Nur brockenweise wird das Enorme vom Primitiven begriffen. Die Frauen schleichen gruppenweise durch den Rauchsalon und befupfen mit den Fingerspitzen die Plüschfessel. Im Speisesaal werden die vernickelten Bestecke am ersten Tage nicht berührt und die Fleischstücke mit den Händen klein gerissen. Lange streicheln sie die blinkenden Zuckerdosen; die Kinder werden auf den Tisch gehoben und dürfen hineinschauen.

Alles ist wie im Märchen, in dem die Familie des Holzfällers die goldenen Stufen zum Thronstuhl emporsteigen darf — und der Spucknapf sich in ein Aquarium mit Goldfischen verwandelt.

Und wunderbar und unerhört ist selbst noch die heiße Tatsache, daß die Männer etliche Tage lang das Klosett als Wuschschüssel benutzen.



Binsenhütten als erstes Obdach des Siedlers in der Wildnis.

Bis zum Abend stehen die Spanier an der Reeling und suchen den Horizont nach jener Stelle ab, wo das letzte Stück der heimatlichen Küste im weiten Ozean versank. Dann aber schlägt ihre Stimmung wie der politische Leitartikel einer Tageszeitung um. Tausend Menschen beginnen zu summen, singen und schreien. Ein wildes Tanzen wirbelt über das Achterdeck. Aus den vernagelten Kisten tauchen Ocarinas, Mandolinen, Kastagnetten, Ziehharmonikas und Dudelsackpfeifen hervor und spielen gegeneinander. Melancholie und Raserei plätschen zusammen. Stundenlang herrscht monoton eine einzige Melodie vor. Und durch die südliche Nacht rauscht mit zwölf Meilen Geschwindigkeit ein singendes und klingendes Schiff Rio de Janeiro zu . . .

Die Deutschen an Bord haben längst die Schiffsbibliothek entdeckt und sitzen mit Büchern im Arm und Schoß am Promenadendeck. Sie lesen von dem Land, das kostprobenweise seine Wärme vorausseilend über das Wasser sendet, und das sich jeder Passagier in anderen Farben vorstellt. Aber hinter jedem Bild sitzt das Schicksal und wartet.

Vor der Schiffswäscherei sitzen in großen Gruppen Deutsche aus abgetrennten Gebieten beisammen. Sie kommen aus Polen, Litauen, Rumänien, Böhmen und Jugoslawien. Ganze Dörfer wandern als ungelernte Arbeiter nach Argentinien aus, weil ihnen der neue Staat Haus und Hof abgewirtschaftet hat. Mit der einzigen Hoffnung „Schlechter kann es nicht werden“ fahren sie ohne Ziel und Aussicht in die neue Welt hinüber. Um die deutsche Schiffahrt zu boykottieren, verlangt die polnische Behörde von den Auswanderern für den Paß hundert Dollar — falls sie mit deutschen Dampfern fahren wollen. Für alle anderen Linien werden die Papiere gratis abgegeben.

Um den Feuerhydranten stehen Handwerker aus manchen Gauen Deutschlands, reiben die Leitung auf und waschen sich gewohnheitsmäßig wie nach Feierabend die Hände, obwohl sie auf diesem Schiff ein paradiesisches Ausruhen erleben, und die Arbeit weit zurück und noch weiter vor ihnen liegt.

Sie haben sich schon in der Heimat ihre Arbeitsplätze gesichert; tüchtige Facharbeiter sind in ganz Südamerika auch heute noch willkommen und haben Aussicht auf Beträchtliches.

„Mann über Bord . . .!“ schreit heiser eine Stimme auf, und an der Backbordseite des Promenadendecks schiebt sich ein Knäuel von Menschen ineinander.

„. . . Sie haben ihn gerade noch am Kragen erwischt . . .!“

„Wollte er über Bord springen . . .? Wer . . .? Warum?“

Durch die Menschengasse wird ein junger Mann mit verdrehtem Gesicht ins Spital zum Arzt abgeführt. Gestern versuchte er im Wohndeck das Schiff in Brand zu stecken — und heute wollte er ins Wasser springen — nur um zu sehen, ob die Sicherheitsmaßregeln auf dem Schiffe richtig klappen. Und zu seiner und unser aller Sicherheit kam er auf Reisedauer in die Isolierzelle, weil sie nach außen und innen gegen alle Gefahren abgeschlossen ist — und die Hitze steigt.

Wie ein Hippodromgaul rennt ein semmelblonder Jüngling freisend alle Decks ab. Er trägt jetzt schon einen Trapperhut, und seine Füße stecken bis über die Knie in Schaftstiefeln. Sein Blick schreitet nach Wildnis, Kampf und Urwald. Seine Augen sehnen sich nach dem ewigen Dunkel verflizter Lianen, die Lippen beten „Matto grosso . . .“ Mit wenigem erspartem Gelde kauft er in Brasilien Regierungsland — fast so groß wie die Mark Brandenburg —, er rodet, baut Mais, Reis, Zuckerrohr und Kaffee, wird Fazendeiro, reitet mit silbernem Zaumzeug durch sein Land, wird ins arme Deutschland seinen noch ärmeren Verwandten die Fahrkarten erster Klasse Cap Arcona zur Überfahrt schicken, sie werden weinen wie nach Altschlüssen — und er wird doch in ein bis zwei Jahren zerschunden und verdorben sein, in Häfen umherlungern, wieder zur Plantagenklaverei zurückkehren, zerbröckeln und zerfallen. Aber seine Augen sind dann irr vom Dunkel der Lianenwälder, und die Lippen haben nur mehr Kraft zu einem Fluch: „Matto Grosso — —“



Deutsche Giebel sehen in die brasilianische Wildnis.

Die elfhundert Spanier sind häuslich geworden. Das Promenadendeck gleicht einer südlichen Hafengasse. Orangenschalen verleiten zum Schlittschuhfahren, im hinteren Fallreep schläft eine Familie auf umgelegten Kochtöpfen.

Seewasser und eine Kompagnie Besen haben den romantischen Rehricht bald wieder über Bord gespült, und das Erleben auf diesem Monte-Schiff der „Hamburg-Süd“ wird Paradies, nur von der einen Angst beherrscht, daß auch diese Fahrt einmal zu Ende geht.

„Tausendmal lieber fahre ich auf diesem Schiff dritter Klasse — als auf einem brasilianischen Dampfer erster Klasse“, ruft eine waschechte Brasilianerin durch den Speisesaal. Und die fünfzehn verschiedenen Nationen, die auf der „Monte Pascoal“ zusammen reisen, widersprechen ihr nicht.

Am Heck des Schiffes lehnt ein Mensch und schaut nach Norden. Er wanderte aus Mitteldeutschland aus — und will seine Familie nachkommen lassen, wenn „drüben“ alles gut geht. Er hört die Schrauben nicht und sieht über das Schäumen des Wassers hinaus. „Jetzt drehen sie daheim das Licht an“, denkt er und sieht das Muster der Tapete. Acht Uhr zwanzig fährt der Vorortzug am Fenster vorbei, und die Kinder schreiben auf die Schiefertafel die Hausaufgaben. Es ist — als ob Kanarienvögel auf einem Zeitungspapier herumhüpfen. Er hört das Krächeln durch das Rauschen des Ozeans. . . Am Küchenkasten fehlt an einer Schublade der Griff — und man muß sie mit den Nägeln öffnen. Auch dieses leichte Krachen erlebt er und überhört das Trompetensignal zum Abendessen . . .

„. . . Ich habe heute Karls Sparbüchse aufgebrochen . . . es sind doch wieder eine Mark siebzehn Pfennige . . .“

Und weil er das auch mithörte, atmete er auf und sieht mit mehr Ruhe nach Süden, wo es für Hutmacher noch Arbeit geben soll. —

Und das Schiff läuft wie an der Leine dem Dampfen tropischer Gezeiten zu — — —.

II. Deutsches Dorf im Urwald.

Ramp und Wälder, Wälder und Ramp . . .

Die Eisenbahn fährt auf sechzig Zentimeter Spurweite — und als sie noch neu war, ist sie vielleicht das Spielzeug von Milliardenkindern gewesen.

Sie beginnt plötzlich in der Wildnis, faucht durch Wildnis und nimmt wieder in der Wildnis ein jähes Ende.

Jetzt hält der Zug. Die Feuerung ist unerwartet zu Ende gegangen.

„Erster Klasse kann sitzenbleiben — zweiter Klasse aussteigen — zum Holzfällen . . .!“ Dürre Stämme und Sträucher werden fleingeschlagen, und nach zwei Stunden steht die Maschine wieder unter Volldampf.

Ein Soldat in feldmarschmäßiger Verpackung sitzt am Boden und kocht sich überm Spiritusbrenner Maté. Beim Aussteigen hängt der den Teekessel über den Gewehrlauf, und das Geschirr beginnt wie die Glocke eines Almviehes zu läuten. Und lange noch ist sein Marsch durch den schwarzen Wald zu hören.

Dreißig Kilometer vor der letzten Station entgleist die Lokomotive, um den Fahrgästen nochmals klarzumachen, daß sie nicht im Pullmanexpress reisen. Männer werden aufgerufen, um die Maschine wieder ins Geleise zu heben.

Lehmig glänzt ein Fluß. Die Brücke wurde bei der letzten Revolution von den Aufständischen in die Luft gesprengt. Das Dampfboot ist noch weit — und die Reisenden warten, in die Wagenecken genistet, ihre Weiterbeförderung zu Wasser ab.

Die brasilianische Nacht kommt mit Wolkenfetzen und Sternen. Unterm Talglicht sitzt ein Brautpaar auf Hochzeitsreise, und der Ruß schneit als schwarzer Schnee in ihre Honiggichter. Die Neger packen ein Reisegrammophon aus dem Koffer, und die Landschaft erlebt im brasilianischen Volkslied eine seltene Wiederholung. Der dicke ewige Wald ist Ton geworden, unter der Nadel rauschen die Ströme



Wiesengrund, Bach und deutsches Dorf im Innern Brasiliens.

mit ihren Katarakten und Indianernamen. Bei der vierten Platte kommen die Neger in Streit. Durch das blutarne Licht blüht ein Rasiermesser.

Weiber freischen als wilde Papageien auf —

Aus dem Brautpaar löst sich die Dame ab, springt zwischen die Streitenden, die plötzlich zu Butterbroten werden und, frisch beschmiert, weich auseinandergleiten.

Die Frau ist im öffentlichen Leben heilig und wie die Nationalflagge respektiert ... Ihre Gegenwart vermag Messer in Händedrücke zu verwandeln — und umgekehrt. Draußen pfeift das Dampfboot auf allen Fingern durch die Nacht. Kinder und Kisten werden umgeladen.

Wir bekommen mit den Hochzeitsreisenden die Luginskabinen angewiesen. „Gott sei Dank — eine Nacht ohne Insekten ...!“ denke ich laut, öffne die Türe, und im Lichtschein kommen mir drei, vier Ruchenschwaben entgegengelassen. Sie haben im Lande der Multiplikation die Größe eines Fünfmarsstückes — und können fliegen. Und im Schlaf werden wir diese Nacht von den Propellern aller südamerikanischen Großflugzeuge träumen ...

Wie ein gut gemischtes Kartenspiel liegen die Passagiere neben dem Dampfessel. Von den bewaldeten Ufern duftet lebendiges Holz herein, und aus der Feuerung riechen die toten Klöße. Beide Gerüche treffen sich an jener Stelle, wo von der Steuerbrücke herab eine Wolke Zuckerrohrfussel niedergeht. Und vor meiner Nase entsteht eine Geruchsfalke, die in drei Farben duftet.

Auf diesem Schiff schläft niemand zu vergeßender Tiefe ein, weil jeder Passagier auf den Ruck wartet, der früher oder später — aber sicher die Fahrt unterbrechen wird. Die Fahrwinde engt sich zuweilen auf nur wenige Meilen Breite ein — und wenn der Kapitän nach Schnaps riecht, kratzt auch bald der Kiel im Sand und Schlamm.

Es geschah gegen zwei Uhr nachts. Der Stoß war nicht gewaltig — aber wir sitzen fest. Die ganze Mannschaft und ein Teil der männlichen Passagiere springen ins Wasser.

Mit wildem Geschrei wird das Dampfboot ruckweise aus dem Schlamm gezogen. Die Männer ziehen sich wieder an Bord, bis zum Morgen sind die Hosen getrocknet — und die Station der deutschen Kolonie ist erreicht.

Auf der blutroten Straße hocken als seltenes Ereignis Alleeebäume, die nie gepflanzt wurden. Die ersten Kolonisten hatten hier die Grenzen ihres Besitzes mit geschlagenen dünnen Holzstämmen abgesteckt. Die Pfähle schlugen aus und wuchsen in diesem begnadeten Boden nach Jahren zu Bäumen auf.

Und zwischen weiten Pflanzungen von Mais, Mandioca und Zuckerrohr liegt in Schatten und Sonne ein deutsches Dorf. Vor dem Krämerladen sitzt ein Mann und liest aus einer deutschen Tageszeitung, die als „Wochenausgabe“ abonniert wird. Sein Gesicht könnte ebenso gut hinter einem Gartenzaun Thüringens hervorsehen. Der Großvater wanderte vor hundert Jahren nach Brasilien aus, der Vater noch kämpfte der Wildnis Fußbreite um Fußbreite den Boden ab — und erst diese dritte Generation erntet aus kultivierter Erde.

Löpfe, Laffen, Nägel und Werkzeuge seines Ladens, der hier „Bende“ heißt, sind deutsche Waren. Die Buchführung muß in portugiesischer Sprache gehalten werden — aber sonst gehen dorfauf und -ab nur deutsche Worte. Auf Kirchweihen wird heimatlich gefantzt und gerauft. Vor dem Schulhaus sind Maultiere angebunden, auf denen die Kinder der Urwaldkolonisten, die weitab wohnen, zum Unterricht reiten. Aus den offenen Fenstern poltert deutsche Sprachlehre und summt ein Wanderlied durcheinander. Sonntags krachen vom Schießstand des Schützenhauses Schüsse auf oberbayerische Gebirgscheiben. Hausfrauen schieben Streußelkuchen aus dem Ofenrohr, backen Zimsternen und kneten Kartoffelklöße. Und vom ganzen Dorf haben höchstens drei oder vier Einwohner je im Leben deutsches Land mit eigenen Augen gesehen.



Deutscher Friedhof unter brasilianischen Palmen.

Jedes Wort, der Blick und aller Brauch sind Überlieferung, Bewahrung und Verankerung. „... ich ahne, wie Deutschland aussehen mag und hab' doch keine rechte Vorstellung...“

Im Wohnzimmer hängt das Bild einer Schlittenfahrt. Eltern und Kinder nehmen an überheißen Tagen den Dildruck von der Wand und versuchen sich an dem nie erlebten Schnee und Eis abzukühlen. In der Ecke steht ein Klavier. Auf welchen Umwegen mag dies Instrument durch soviel Wildnis in diese Zimmerecke geraten sein...? In Metall gegossen sind auf den Deckeln Mozart und Beethoven postiert. In feuchten Zeiten laufen sie an und schwitzen mit der ganzen Familie um die Wette. Ein Lied von Schubert liegt aufgeschlagen. Die Tochter muß dem Besuch zu Ehren singen — und in fröstelnd falscher Begleitung fliegen die Takte über die Plantagen in den Urwald hinüber, wo wilde Affen und Papageien sich zur „Schönen Müllerin“ in den Lianen wiegen können...

Wir bekommen Bier serviert, das schätzungsweise eine Temperatur von achtundzwanzig Grad Celsius besitzt. In dieser Wärme kann es auch als unfehlbares Abführmittel getrunken werden...

Hinterm Haus, das unscheinbar auf der Erde hockt, treibt ein Garten orgiastisch Blumen, Früchte und Blätter durcheinander. Und kein Fürst Europas wird einen Park besitzen, der sich mit solch wildgewordenem Wachstum und fanatischer Saftigkeit messen könnte.

Im Dorfe gibt es drei Familien, die zusammen achtundsechzig Kinder haben. Und in einer anderen deutschen Kolonie starb, siebenundachtzigjährig, eine Witwe, die bei ihrem Tode elf Kinder, hundertfünf Enkel und zweihundertneunzehn Ur-enkel hinterließ. Hier wirkte die Fruchtbarkeit eines Landes ansteckend auf den zugereisten Fremdling.

Im Umweg eines weiten Bogens besuchen wir eine drei- undneunzigjährige Deutsche, die mit sechs Jahren aus Deutschland auswanderte. Achtzig Jahre lang sah sie nur Arbeit, Urwald und Plantage. Von ihren Kindern und Kindeskindern kennt die alte Heimat keines anders — als wie ein Märchen, das über dem großen Ozean liegt. Sie kann sich noch plastisch an die Sklavenezeit erinnern. Sklaven flohen aus Angst vor Strafe aus den Häusern ihrer Herren, nahmen bei ihr Zuflucht und durften dann nicht mehr geprügelt werden. Um ihr Alter wachsen Königspalmen, Eukalyptuswälder, wuchern Gärten und Felder, deren Boden sie gerodet hatte. Sie freut sich über jeden Besuch aus Deutschland und weint — vielleicht, weil es so weit in der Ferne liegt... Und „Auf Wiedersehen“ spricht sie aus ihren dreiundneunzig Jahren heraus. Und hat den Sinn für Zeiten und Möglichkeiten ganz verloren, weil in ihre letzten Tage die Ewigkeit herüberlächelt —

In den deutschen Kolonien wird die alte Heimat zur Insel, die in einer Wildnis schwimmt. Dach, Mauer, Tischstuhl, Nachtgebet und Eheringe sind irgendwie herübergerettete Fetzen und Trümmer einer deutschen Jugend, die schon vom Großvater vorweggelebt worden. In den Nachkommen wachsen sie zu Talismanen an, werden gestreichelt und wie gute Schulzeugnisse hergezeigt.

In der Stubenecke liegen hinterm Kreuzifix versteckt der Brustbeutel und die silberne Uhr des ersten Siedlers. Er schufte und knetete Haus und Hof aus Lianensilz, Sumpf und Moder hervor und schob die schwarze undurchdringliche Mauer des großen dicken Waldes bis an den Horizont zurück.

Die Wildnis wurde gebannt, und in der Dichtung ist's gut leben.

Deutsche Bergleute vor vierhundert Jahren in der Neuen Welt.

Es ist stark in Vergessenheit geraten, daß sich an der Erschließung Mittel- und Südamerikas kurz nach der Entdeckung das Augsburgs Kaufherrengeschlecht der Welscher in hervorragendem Maße beteiligt hat, obschon, abgesehen von einigen rein wissenschaftlichen Arbeiten, ein geschichtlicher Roman von Waldener-Harz: „Die Welscher in Venezuela, Bilder aus der Frühzeit deutscher Kolonialgeschichte“ vortrefflich darüber unterrichtet. Noch weniger bekannt dürfte sein, daß im Dienste der Welscher in jener Zeit, also vor vierhundert Jahren, deutsche Bergleute in Venezuela und in anderen westindischen Provinzen den Erzbergbau in Blüte zu bringen bestrebt waren.

Was die Eroberer der Neuen Welt bekanntlich immer wieder zu weiteren Anstrengungen befähigte, soviel Rückschläge ihnen auch begegneten, das war der unersättliche Hunger nach Gold. Was an edlem Metall den Abenteurern auch in die Hände fallen mochte, es weckte nur neue Begehrlichkeit. Vor allem war das sagenhafte Goldland Dorado, in die Abgeschlossenheit der Bergwelt Kolumbiens verlegt, das Ziel vieler Erkundungszüge, ohne es jemals aufzufinden; doch hat sich der Glaube an dieses märchenhafte Wunderland bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten.

Auch die Welscher hofften auf ein Vorkommen bedeutender Schätze an Edelmetallen in der ihnen von der spanischen Krone zugeteilten Kolonie Venezuela, Schätze, die sie unter Anleitung deutscher Bergleute heben lassen wollten. So verpflichteten sich die Welscher, fünfzig deutsche Bergleute auf eigene Kosten nach „Indien“, wie man ja zunächst die amerikanischen Entdeckungen benannte, überzuführen. Doch nicht nur in Venezuela, sondern auf allen Inseln und in allen Provinzen des Festlandes sollten die deutschen „Bergwerksmeister“, wie sie im Vertrage bezeichnet wurden, ihre Mutungen auf Erze vornehmen und den Abbau in die Wege leiten.

Fast alle fünfzig Bergleute konnten in Joachimsthal im Erzgebirge angeworben werden. Die Reise der ersten vierundzwanzig Knappen, die ihre Heimat verließen, führte elb- abwärts nach Hamburg, dann weiter über Antwerpen nach Sevilla, wo sie im Herbst 1528 eintrafen. Weitere fünf- undzwanzig folgten ihnen, zum Teil mit ihren Frauen, im Jahre 1529. Eine genaue Regelung der Arbeitsbedingungen und der Entlohnung sollte erst im neuen Lande erfolgen; doch wurde die eine Vereinbarung schon fest beschlossen, daß die deutschen Bergleute mit einem Sechstel am Gewinn beteiligt wurden. Falls dem einen oder andern das Klima unerträglich werden sollte, hatte er ein Anrecht darauf, nach einjährigem Aufenthalt nach Europa zurückgebracht zu werden.

So traten denn die deutschen Bergleute mutig die Reise über das große Wasser in unbekannte Fernen an. Santo Domingo auf der Insel Espagnola, dem heutigen Haiti, wo sich die Zentrale der Kolonialregierung befand und wo auch die Welscher eine Faktorei unterhielten, war das Reiseziel; von da aus erfolgte die weitere Verteilung. Der erste Transport der deutschen Bergleute wäre beinahe noch vor dem endgültigen Ziel der Fahrt verunglückt. Von einem Sturm aus dem richtigen Kurs gebracht, mußten sie an einem schwierigen Punkte der Küste Venezuelas notlanden, was dann allerdings ohne weiteren Unfall vonstatten ging.

Leider leuchtete dem ganzen Unternehmen kein günstiger Stern. Als erstes Hindernis stellte sich die Unzuträglichkeit des Klimas heraus, sind doch von den ersten vierundzwanzig Bergleuten allein zehn binnen wenigen Jahren dem Klima

erlegen. So ist es denn nicht verwunderlich, daß andere Teilnehmer des Zuges bald von dem Recht auf Heimbeförderung nach dem vertraglich auszuhaltenden Aufenthalt Gebrauch machten. Dazu erwies sich Venezuela als äußerst arm an Edelmetallen, und in anderen Gebieten konnten sich die Welscher nur beteiligen oder die technische Leitung durch deutsche Bergleute ausüben lassen. Die letzten Mitglieder dieser Expedition scheinen bereits im Jahre 1534 nach Deutschland zurückgekehrt zu sein. Nur wenige sind mit dem finanziellen Erfolg des Abenteurers zufrieden gewesen; andere fühlten sich geschädigt und strengten Klage an, ließen sich aber durch einen Vergleich abfinden bis auf einige wenige Unentwegte, die zuletzt mit ihren Anträgen abgewiesen wurden. Im ganzen gesehen darf man ruhig behaupten, daß auch die anderen Partner des Unternehmens, die Welscher und die spanische Regierung, nicht auf ihre Rechnung gekommen sind.

Größerer Ruhm knüpft sich an die Wirksamkeit zweier deutscher Bergleute, von denen uns nur einer mit Namen überliefert worden ist. Der Namenlose unter ihnen untersuchte im Auftrage der Welscherschen Faktorei in Santo Domingo die im Jahre 1538 auf Espagnola entdeckten Kupferlager. Auf Grund seiner günstigen Ergebnisse wurde an den Abbau der Kupferlager geschritten, wobei dem deutschen Bergmann die technische Leitung übertragen wurde. Jahrzehntelang sind diese Kupferminen in Betrieb gewesen und haben den Welschern reiche Erträge gebracht.

Der zweite deutsche Bergmann, Hans Tegel geheißen, hat in den Kupferminen von Santiago auf Kuba gewirkt. Ihm war ein besonderes Verfahren geläufig, das reine Kupfer schneller und ergiebiger aus den Erzen zu gewinnen, was ihm natürlich den Konkurrenzneid der Kolonialspanier eintrug. Wenn Tegel schließlich auch als einzelner zu einer Verständigung mit seinen Nachbarn gelangen mußte, so hat er doch in dem im Jahre 1550 geschlossenen Vertrage geschickt seinen Vorteil zu wahren gewußt. Für eine Zeit von ein- einhalb Jahren blieb Tegel noch allein im Besitze seines Verfahrens, mußte aber in diesem Zeitraum eine Reihe von Sklaven in seiner Methode unterweisen, die nach Ablauf dieser Frist wieder im Dienst und für Rechnung ihrer ursprünglichen Herren arbeiten sollten. Dafür mußten sich alle Besitzer von Kupferminen bereitfinden, an Tegel als Entgelt für sein Verfahren und die Ausbildung der Sklaven auf ewige Zeit 10 % ihres Kupferertrages abzuführen, für Tegel doch wohl ein glänzendes Geschäft.

Es läßt sich nicht nachweisen, ob die Welscher an den Kupferminen auf Kuba interessiert gewesen sind; jedenfalls sind sie aber wieder an der Ausbeutung uralter Silberlager in Mexiko gewinnbringend beteiligt gewesen. Wenn es einmal im Jahre 1542 heißt, daß hier Neger- und indianische Arbeiter unter der Anleitung von zwölf europäischen Beamten arbeiteten, so sind darunter wieder gewiß deutsche Bergleute vertreten gewesen, deutsche Bergleute, die ja in jener Zeit in allen bergbautreibenden Ländern gesucht waren.

Uns allen liegt noch in Erinnerung, was deutscher Bergmannsgeist in jüngster Vergangenheit in Deutsch-Südwest und in Kiautschou geleistet hat. Sollte es da nicht unsern Stolz heben und das Gewicht unserer gerechten Ansprüche auf kolonialen Besitz vermehren, wenn wir wissen, daß bereits vor vierhundert Jahren deutsche Bergleute in kolonialer Erschließungsarbeit ihren Mann gestanden haben?

Dr. W. Blome.



Kampf

in Übersee

Von Fritz Wilhelm.

(5. Fortsetzung.)

Was ein Ingenieur in Übersee auch wissen muß. — Seitensprung in die asiatische Kultur. — Ein Teelöffel japanischer Morallehre. — Kündigung als Ansporn zur Höchstleistung. — Unfaire Jagd auf freierwerdende Posten ist verpönt. — Muß Höflichkeit unbedingt ein Zeichen von Unaufrichtigkeit sein?

Um die Geschäftsfreunde in einem überseeischen Lande wirklich gut und zweckmäßig beraten zu können, ist es unbedingt erforderlich, Land und Leute genau zu studieren, weshalb ich jede freie Minute dazu benutzte, um mich mit meiner neuen Umgebung genau vertraut zu machen. Ich fand sehr bald heraus, daß zwischen der Arbeit in China und der in Japan doch recht erhebliche Unterschiede bestanden. In Europa wird häufig die Ansicht vertreten, daß zwischen Japanern und Chinesen kaum ein Unterschied besteht, weil beide Völker der mongolischen Rasse angehören. Diese Ansicht ist aber grundfalsch. Es sollen im folgenden die deutlichsten Verschiedenheiten kurz gestreift werden:

Im siebenten und achten Jahrhundert nach Christo übernahm Japan von China, das zu der damaligen Zeit im Fernen Osten dieselbe Stellung einnahm wie Rom und Griechenland den germanischen Völkern gegenüber, ein gut Teil seiner Kultur, ebenfalls die Schriftsprache, den Buddhismus, die chinesische Philosophie und die chinesische Kunst. Trotz dieser starken Beeinflussung Japans durch China haben sich die beiden Völker doch sehr verschieden entwickelt.

Die Abstammung der Japaner kann nicht einwandfrei festgestellt werden. Wahrscheinlich ist es ein Mischvolk, aber chinesisches Blut dürfte nicht viel in den Adern der Japaner sein.

Die Chinesen dagegen sind, zum mindesten in den inneren Teilen des Reiches, wohl das am wenigsten gemischte Volk der Welt.

Während in China die Familienzusammengehörigkeit noch ganz streng gewahrt wurde, hatten die modernen japanischen

Gesetze nicht mehr viel von dem alten Familienrecht übrig gelassen. Allerdings war die Macht der Gewohnheit so groß, daß auch noch ohne Gesetzgebung die Familienzusammengehörigkeit in wesentlich stärkerem Maße besteht als bei der weißen Rasse.

In ihren Lebensgewohnheiten sind beide Völker ebenfalls verschieden. Während der Japaner vornehmlich von Fischen und Pflanzenkost lebt, bevorzugt der Chinese Fleischnahrung, und nur wenn er sehr arm ist, begnügt er sich mit vegetarischer Ernährung.

In Japan badet auch der einfachste Kuli mehrmals in der Woche, während den Chinesen, besonders im Winter bei großer Kälte, das Wasser nicht sympathisch ist, und weite Bevölkerungsschichten verzichten darum auf Bäder in der kalten Jahreszeit.

Bei den Ja-

panern kann insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit den Europäern festgestellt werden, als sie sehr kriegerisch und tapfer und im Lebensgenuss sehr mäßig sind, während der Chinese sich gern einem Wohlleben hingibt, wenn er dazu in der Lage ist, und eine kriegerische Betätigung ihm fernliegt. Eine Ausnahme bilden die Räuberbanden, die bei ihren Angriffen auf die bürgerliche Ordnung sehr kaltblütig und oft recht grausam vorgehen.

Der Japaner verehrt seinen Kaiser als ein höheres Wesen, für den sich aufzuopfern er nicht nur als eine Pflicht, sondern als eine Ehre betrachtet. Diese Auffassung ist für Japan auch natürlich und verständlich wegen seiner exponierten und gefährdeten Lage.

Dank der großen Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit der Japaner ist ihr Land noch niemals von außen erobert



Der Pechvogel.

Federzeichnung von R. Hoerschelmann.

worden, und bei der Einstellung dieses Volkes ist es auch kaum vorstellbar, daß es einem anderen Volke je gelingen wird, von Japan Besitz zu nehmen. Der Chineser dagegen bleibt bei einem verlorenen Kriege sehr ruhig in dem starken Bewußtsein, daß sein Land unverwundbar ist. Selbst wenn ein fremdes Volk in China eindringen sollte, verläßt sich der Chineser auf seine ungeheure geistige Kraft, die über kurz oder lang zur Aufsaugung des Eroberervolkes führen würde. Wir Europäer pflegen im Osten zu sagen: Chinesisch färbt ab.

Während die Industrialisierung Chinas nur erst sehr geringe Fortschritte gemacht hatte, obwohl die chinesischen Häfen von den Engländern zwölf Jahre früher dem Handel mit der übrigen Welt zugänglich gemacht worden waren, erkannten die Japaner, als der nordamerikanische Admiral Perry die japanischen Häfen geöffnet hatte, sogleich die Notwendigkeit, sich die westliche Zivilisation anzueignen, um eine Weltgeltung zu erlangen. Mit beispielloser Energie hat dieses Inselvolk aus Europa und Amerika in kürzester Zeit alles zusammengetragen, was es für sein Land für brauchbar hielt. Es war unvermeidlich, daß sich die Japaner in der einen oder anderen Hinsicht bei ihren diesbezüglichen Bestrebungen irrten, aber im großen und ganzen muß doch zugegeben werden, daß sie ein sehr feines Gefühl bei der Auswahl der für ihr Land zweckmäßigsten Einrichtungen bekundeten. Sie waren vernünftig genug, nicht den Ehrgeiz zu entwickeln, alle abendländischen Errungenschaften sofort ihren Landesverhältnissen entsprechend umzugestalten, sondern die als zweckmäßig erkannten Einrichtungen wurden einfach kopiert. Zu diesen Arbeiten bedienten sie sich in weitestgehendem Maße ausländischer Ratgeber, die sie in ihr Land riefen. Sehr verständigerweise suchten sie ihre Ratgeber in erster Linie in Deutschland; denn zwischen den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen Japans und Deutschlands lassen sich eine Menge Parallelen ziehen. Auch einige Charaktereigenschaften, wie Mut, Energie und Fleiß, sind beim japanischen ebenso wie beim deutschen Volke besonders ausgebildet, infolgedessen entwickelte sich in Japan sehr bald eine große Liebe zum deutschen Volke.

Selbst in einem Fehler ähneln sich beide Völker, nämlich in dem, daß kaufmännische Begabung weder in Japan noch in Deutschland Allgemeinut des Volkes ist. Lediglich auf diesen Mangel ist die weitverbreitete Ansicht zurückzuführen, daß die Japaner unfaire Geschäftsleute seien und in bezug auf Geschäftsmoral weit unter den Chinesen stünden. Nach meinen Beobachtungen sind die Verstöße gegen die im internationalen Handelsleben üblichen Gepflogenheiten nur auf ein mangelndes Gefühl für kaufmännisch faires Vorgehen zurückzuführen. Dazu kam, zum mindesten früher, der große Ehrgeiz der Japaner, sich von einem Vertreter der kaukasischen Rasse nicht überborteilen zu lassen; und sobald der Japaner bei geschäftlichen Meinungsverschiedenheiten die Überzeugung gewann, daß ihn ein Westländer oder Amerikaner duperie, wurde er rabiat und schoß dann in seiner Wut leicht bei seinen Abwehrmaßnahmen über die zulässigen Grenzen hinaus. Ich habe beobachtet, daß, wenn man sich angewöhnt, Geschäftsverträge mit Japanern sehr präzis, klar und eindeutig abzufassen, getroffene Vereinbarungen auch in Japan stets eingehalten werden, vorausgesetzt, daß man bei der Auswahl seiner Kunden das übliche Maß von Vorsicht walten läßt. Es sei zugegeben, daß es auch in Japan wie in jedem Lande unfaire Geschäftsleute gibt; aber deren Ruf leidet schon nach kurzer Zeit so stark, daß bei einiger Vorsicht, die nicht größer zu sein braucht als in jedem anderen Lande, das Zusammenkommen mit solchen Elementen vermieden werden kann.

Auch in der Politik haben die Japaner wohl niemals zu anderen Mitteln gegriffen, als sie auch von den Diplomaten fremder Völker angewandt werden. Sie sind nur sehr geschickte

Diplomaten, und sehr häufig waren deshalb die Gegenspieler die Unterlegenen; in solchen Fällen ist es nur zu menschlich, daß der japanische diplomatische Erfolg von dem zweiten Sieger oftmals auf unfaire Machinationen zurückgeführt wurde.

Über die geschichtliche Entwicklung Japans soll hier nichts gebracht werden; denn es gibt eine sehr umfangreiche Literatur auf diesem Gebiete, die zu erweitern kein Grund vorliegt. Auch soll die japanische Kunst hier nicht eingehender behandelt werden, da über diese von berufener Seite genug geschrieben wurde, so daß eine Betrachtung sich erübrigt. Nur ganz allgemein sei darauf hingewiesen, daß weite Schichten des Volkes infolge von Vererbung eine derartig ausgebildete Veranlagung zum Kunstgewerbe haben, daß es ihnen sehr schwer wird, die mechanischen Vorrichtungen in modernen Fabrikbetrieben auszuführen. Es ist den Japanern der Rat erteilt worden, ihr Kunstgewerbe noch wesentlich weiter zu entwickeln und die ganze Welt mit kunstgewerblichen Gegenständen zu beliefern, wobei sie dann allerdings den Eigenarten der verschiedenen Absatzländer Rechnung tragen müßten. Ob das japanische Volk zu der damaligen Zeit hierzu in der Lage war, erscheint mir zweifelhaft.

Auf dem Gebiete der Philosophie hat Japan nicht viele eigene Gedanken entwickelt. Die einheimische Religion, der Shintoismus, ist eine sehr primitive Naturreligion, die die Tendenz verfolgt, große Ehrfurcht vor dem Herrscherhause und Liebe zur heimischen Natur im Volke großzuziehen. Die von China übernommene buddhistische Religion, die eine starke Verbreitung erlangt hat, und die nicht sehr verbreitete christliche Religion haben auf den japanischen Volkscharakter keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Die sehr realistisch denkenden Japaner haben sich schon vor der Öffnung ihrer Häfen ihre Morallehre zusammengestellt, die noch heute befolgt wird, obwohl schon 1868 durch Gesetz die drakonischen Strafen aufgehoben worden sind, die bei einer Verletzung der Morallehre früher verhängt wurden. Diese Lebensphilosophie wurzelt so stark im Volke, daß sie noch zu meiner Zeit streng beobachtet wurde.

Um einen Begriff von den Vorschriften der Morallehre zu geben, sei kurz darauf hingewiesen, daß ein japanischer Beamter, der selbst kündigte oder dem gekündigt wurde, darauf in erhöhtem Maße versuchte, seine Pflichten zu erfüllen, weil es seiner Auffassung zuwider war, bei seinem Vorgesetzten den Eindruck zu erwecken, daß er nunmehr, da er die Firma demnächst verlasse und nichts mehr zu verlieren habe, seine Arbeiten vernachlässige.

Als zweites Beispiel hierfür sei folgendes angeführt: Es ist undenkbar, daß ein Untergebener gegen seinen Vorgesetzten wühlt, um dessen Posten für sich frei zu machen. Im Gegenteil: wenn der Chef einer Abteilung oder einer Firma entlassen wird, ohne daß ihn ein schweres Verschulden trifft, werden die Beamten, die unter ihm gearbeitet haben, sich sofort mit ihrem Chef solidarisch erklären und ebenfalls die Firma verlassen, selbst in dem Falle, wenn es für sie schwer sein würde, sogleich eine neue Stellung zu bekommen.

Als unangenehm wird von vielen Europäern wie Nordamerikanern die außerordentlich große Höflichkeit und Freundlichkeit der Japaner empfunden, weil stets behauptet wurde, daß diese Volkseigentümlichkeiten nicht ehrlich seien. Ich persönlich habe niemals Anstoß daran genommen, sondern im Gegenteil: ich betrachte diese Eigenschaften als eine Kulturrerrungenschaft, die den Verkehr der Menschen untereinander äußerlich angenehmer gestaltete. Ich ging so weit, daß ich aus dem Grunde meine Tätigkeit in Japan stets als ein gutes Erziehungsmittel betrachtete, weil man lernt, auch in höflicher Form sehr bestimmt seinen Willen durchzusetzen. Man war auch stets gezwungen, seine Worte scharf zu überlegen, bevor man sie aussprach, damit nicht durch einen

unüberlegten, unklaren Ausspruch, der falsch ausgelegt werden konnte, sehr viel Unheil angerichtet wurde. Durch unüberlegte Äußerungen konnte man sich leicht das Vertrauen der Japaner verschmerzen, was dann den Geschäftsverkehr mit ihnen sehr erschwerte. Dieses Volk erzieht sich zu sehr weitgehender Selbstbeherrschung und verlangt mit Recht ein gleiches von den Gästen seines Landes, die mit ihm Geschäfte machen wollen.

Die Höflichkeit des Japaners wird meist von den Ausländern nicht richtig verstanden. So z. B. hat das japanische Volk eine Scheu davor, ungünstige Nachrichten zu überbringen. Es werden deshalb Formen herausgefunden, die den Sachverhalt oft sehr entstellen. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß solche Bestrebungen das Leben eines Abendländers oft, zum mindesten in der ersten Zeit, sehr erschweren, weil er die Handlungsweise seiner Umgebung nicht versteht. Mit der Zeit gewöhnt man sich aber daran und tut dies um so eher, weil derartige Bestrebungen auf eine alte Kultur zurückzuführen sind, die es sich zu ihrer höchsten Aufgabe gemacht hat, den Verkehr der Menschen untereinander angenehm zu gestalten. Dieses Ziel ist von dem japanischen Inselvolke durchaus erreicht worden, und in mancher Beziehung können wir Abendländer viel von ihm lernen.

Die Staatsverfassung und die öffentlichen Einrichtungen Japans waren von europäischen Völkern und zum Teil von den Nordamerikanern übernommen worden. Es war deshalb nicht schwer, sich mit diesen Einrichtungen vertraut zu machen. Besonders für uns Deutsche ist es sehr leicht, da allgemeine Wehrpflicht, Verfassung und noch verschiedenes andere von Preußen übernommen waren. Auch das stehende Heer war ein Ebenbild der deutschen Armee, während der Marine die Engländer als Vorbild dienten.

Die wirtschaftliche Grundlage Japans bildete die Landwirtschaft, die vornehmlich den Reisbau betrieb. Weiter nach dem Süden kommen noch als Nebenerwerbsprodukte Zuckerrohr, Tee, Baumwolle und die zur Seidenzucht wichtigen Maulbeerbäume hinzu. Im Norden Japans wird auch Viehzucht in beträchtlichem Umfange getrieben. In diesem Teile Japans werden auch Hülsenfrüchte als Viehfutter angebaut.

Die Meere, die Japan umspülen, sind außerordentlich fischreich, was für die Volksernährung von großer Wichtigkeit ist; denn wie schon vorher angegeben wurde, lebt das japanische Volk vornehmlich von Fischen und Reis.

Auch in Japan ist der für die Landwirtschaft nutzbare Grund und Boden im Besitze reicher Familien, die, ähnlich wie in China, ihre Ländereien an meist in sehr gedrückten

Verhältnissen lebende Kleinpächter vergeben; infolgedessen wird auch hier die Landwirtschaft nicht rationell betrieben, weil die kleinen Pächter dazu viel zu arm sind. Sie können sogar häufig ihren Lebensunterhalt von dem Ertrag ihrer kleinen Parzellen nicht bestreiten und sind gezwungen, durch Seidenraupenzucht, Spinnerei, Weberei, Töpferei, Mattenflechtere usw. sich einen Nebenerwerb zu verschaffen. Die Regierung unterstützt aber die Bauern durch landwirtschaftliche Forschungsinstitute und Wanderlehrer so stark, daß die Reiseinfuhr trotz sehr starker Bevölkerungszunahme zurückgegangen ist. Sehr gefördert wird von der Regierung auch der Baumwollanbau in Korea, damit sich Japan von den großen Baumwollländern England und Amerika frei machen kann.

In der Mandschurei werden Sojabohnen in großem Umfange angebaut, und es wird aus ihnen ein wenn auch nicht

hochwertiges Öl gewonnen, während die Rückstände in erster Linie ein gutes Viehfutter liefern; neuerdings werden aus diesen Rückständen auch noch Reis als Volksernährungsmittel gewonnen.

Mit Bodenschätzen ist Japan nicht sehr reich bedacht. Kohle ist in großen Mengen vorhanden, auch verkohlbare, so daß noch eine Ausfuhr von Steinkohlen erfolgen kann. Die japanische Kohle ist aber meist sehr aschereich.

Eisen wird in Japan nur in

sehr beschränktem Umfange gewonnen; neuerdings werden in Korea Eisengruben ausgebeutet, aber trotzdem müssen doch achtzig Prozent des Eisenerzes für die schon entwickelte eisenerverarbeitende Industrie vom Auslande, vornehmlich von China, importiert werden.

Kupfer ist in so reichem Maße vorhanden, daß es nicht nur den eigenen Bedarf des Landes decken könnte, sondern auch noch eine Ausfuhr möglich wäre, wenn sich der Abbau des Kupfers billiger gestalten ließe.

Zu erwähnen wäre noch die Gewinnung von Zink und Edelmetallen — Gold und Silber —, letztere hauptsächlich auf Formosa und in Korea; aber einen nennenswerten Umfang haben diese Industrien nicht erreicht.

Während in Japan die zivilisatorischen Einrichtungen, wie Staatsverwaltungsapparat, Schulen, Armee und Marine, verhältnismäßig schnell nach westländischem Vorbild umgestaltet werden konnten, entwickelte sich die japanische Industrie durchaus nicht in dem schnellen Tempo, wie es die Japaner erwartet hatten. Nach Beseitigung des Feudalsystems, bei welcher Gelegenheit die höheren Kasten, d. h. die gebildeten Japaner, in großem Umfang der Friedenswirtschaft zugeführt wurden, stellte sich heraus, daß die einzelnen Japaner zu arm waren, um eine Privatindustrie in



Der Sündenbock.

Federzeichnung von R. Hoerschelmann.

Japan in größerem Umfange entstehen zu lassen. Es mußte deshalb der Staat eingreifen, der eine Reihe von staatlichen Fabrikbetrieben, vornehmlich Schiffswerften, Stahlwerke und Maschinenfabriken, gründete und manchmal auch nur indirekt hinter derartigen Industrieanlagen stand, d. h. es wurden solche Privatgesellschaften mit staatlichen Subventionen und Krediten ausgestattet.

Schon nach kurzer Zeit zeigte sich, daß die japanischen Ingenieure bei ihrem ungeheuren Fleiß recht schnell in die Lage versetzt wurden, beim Bau von Maschinen und Schiffen die westländischen Konstruktionen zu kopieren, aber eigene Ideen blieben meist aus; nur auf dem Gebiete der chemischen Industrie waren einige namhafte Erfindungen gemacht worden.

Die schnelle Entwicklung der Industrie wurde in erster Linie durch den Mangel an geeigneten Arbeitskräften gehemmt. Generationen hindurch hatte sich der japanische Arbeiter nur als Kunstgewerbler betätigt, er hatte einen Widerwillen gegen den modernen Maschinenbetrieb. Von seiner kunstgewerblichen Betätigung her war er gewöhnt, bei seiner Arbeit mehr oder weniger seinen Launen zu folgen, und es behagte ihm durchaus nicht, ununterbrochen an den Werkzeugmaschinen zu stehen; dazu kam, daß bei der Pflanzekost die Kräfte des Arbeiters meist nicht ausreichten, um ohne Unterbrechung Tag für Tag angestrengt zu arbeiten. Da es unter diesen Umständen sehr schwer hielt, geeignete Arbeitskräfte für die neugegründeten Fabriken zu bekommen, stieg der Lohn sehr schnell an, und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß drei angelernte japanische Arbeiter nur ebensoviel leisten wie zwei deutsche gelernte Arbeiter, zeigte sich sehr bald, daß der für eine Arbeit aufzuwendende Lohn nicht viel geringer als im Abendlande war. Es fehlte dem japanischen Arbeiter auch in vieler Beziehung an Geschicklichkeit, weshalb die Erzeugnisse niemals in der Qualität auch nur annähernd einen Vergleich mit den Fabrikaten des Abendlandes und Nordamerikas aushalten konnten. Aus diesen Gründen war die japanische Industrie zu meiner Zeit eine Treibhauspflanze, deren Erzeugnisse eigentlich nur im Inlande Absatz fanden, das mit hohen Zollmauern umgeben war. Trotz dieser Zollmauern mußte zu der damaligen Zeit noch auf vielen Industriegebieten eine starke Einfuhr vorgenommen werden.

Die Erlangung von Kenntnissen über Land und Leute in Japan ist ungleich leichter als in China, womit nicht zum Ausdruck gebracht werden soll, daß es einem Vertreter der weißen Rasse möglich sei, die japanische Volksseele zu ergründen. Auch in Japan müssen Europäer und Nordamerikaner mehr fühlen, welche Maßnahmen richtig sind, als daß es möglich wäre, für die gefaßten Entschlüsse logische Begründungen anzugeben. Wir waren deshalb auch in Japan unbedingt auf die Mitarbeit unserer japanischen Angestellten angewiesen. Die Auswahl der richtigen japanischen Mitarbeiter beeinflusste in hohem Grade unsere Erfolge.

Ich hatte in dieser Beziehung eine glückliche Hand. Als ersten Japaner hatte ich mir einen früheren japanischen Diplomaten, Mr. Hayashi, engagiert, dem ich viel verdanke, und als ersten japanischen Kollegen einen Professor von der Universität Tokio, der über ein sehr reichhaltiges technisches Wissen verfügte, aber keine kaufmännische Begabung hatte, so daß seine Verwendungsmöglichkeit sehr beschränkt war. Ein lieber, treuer Kerl war er aber auch, der stets das Beste wollte.

Mein Mr. Hayashi hatte durch Geburt und infolge seiner früheren Staatsstellung so glänzende Beziehungen, daß er mich in alle, auch die besten japanischen Kreise einführen konnte. Zweimal im Jahre lud der japanische Kaiser zu großen festlichen Veranstaltungen ein, und zwar im Frühjahr zum Kirschblüten- und im Herbst zum Chrysanthemenfest,

wozu auch ich stets eine Einladung erhielt. Diese Einladungen waren für Europäer gar nicht leicht zu erlangen; denn, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ergingen derartige Einladungen an die Weseländer nur durch die eigene Botschaft oder Gesandtschaft, für die die Weiße bestand, nur diejenigen ihrer Landsleute für Hofeinladungen vorzuschlagen, die auch in ihrem Lande hoffähig waren. Zu diesen Festen wurden nur Herren geladen, die entweder in Gehrock und Zylinder oder in Uniform zu erscheinen hatten. Es handelte sich stets um Einladungen zu Gartenfesten, die in den herrlichen kaiserlichen Parks stattfanden. Am Vormittag solcher Tage wurde auf dem großen Erzerzierplatz der Tokio-Garnison eine Parade abgehalten — eine Veranstaltung, die der Frühjahr- und Herbstparade auf dem Tempelhofer Felde sehr ähnlich war; am Nachmittag war das Hoffest, und zum Abend lud der Minister des Auswärtigen zum Ball ein. Das Hoffest verlief nicht viel anders als an anderen Höfen. Dem Kaiser wurden seine Gäste vorgestellt, und bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich längere oder kürzere Zeit mit den einzelnen Herren.

Bei allen diesen Gelegenheiten sowie bei vielen anderen machte mich Mr. Hayashi mit einflussreichen Japanern bekannt, die ich als Gäste in mein Haus einladen konnte. Als diese festlichen Veranstaltungen mit Japanern in meinem europäischen Hause zuerst stattfanden, machte ein großer Teil meiner Landsleute, die schon ein oder mehrere Jahrzehnte in Japan Handel trieben, viele Witze über die Neueinführung solcher Bräuche. Japanischen Geschäftsfreunden gab man ein Teehausfest mit Geishas, und damit basta; man zog sie nicht in sein Haus. Eines schloß das andere nicht aus. Auch ich habe an ältere japanische Kunden, die nicht viel mit dem Auslande zu tun gehabt hatten, Einladungen zu Geishafesten ergehen lassen, aber sobald es sich um Japaner handelte, die lange im Auslande gelebt hatten, zog ich sie in mein Haus zu gemischten Gesellschaften, bestehend aus Japanern und Vertretern der weißen Rasse, was ihnen ungleich interessanter war, als wenn ich sie im Teehaus empfing, wohin sie schon ohnehin sehr oft eingeladen waren. Obwohl bei solchen Gesellschaften geschäftliche Sachen mit keinem Wort erwähnt wurden, wirkte sich dieser Verkehr auch in meinem Beruf sehr günstig aus. Das Necken von seiten meiner älteren Landsleute hörte auch sehr bald auf, und es dauerte gar nicht lange, bis ein großer Teil von ihnen meine Maßnahmen nachahmte.

Worauf war mein erfolgreiches Arbeiten zurückzuführen? Diese Frage wurde in den Klubs des öfteren diskutiert. Ich glaube sie leicht beantworten zu können. In erster Linie führe ich den Erfolg darauf zurück, daß ich eine glückliche Hand bei der Auswahl meines ersten japanischen Mitarbeiters hatte. Ich wurde von Mr. Hayashi stets sehr vorsichtig und richtig über alle Japanereigenarten unterrichtet und war deshalb in der Lage, zweckmäßige Ideen für die bei der Bearbeitung der größeren Geschäfte einzuschlagenden, noch nicht so ausgetretenen Wege zu entwickeln; denn nur diese führten beim Verkauf von hochwertigen Faradayerzeugnissen zum Erfolg. Auf der ausgetretenen Ochsentour hinderte mich stets unser hoher Preis.

Ein weiterer Grund war wohl der, daß ich alle größeren Geschäfte von langer Hand — oft ein halbes bis ein Jahr vor der Ausschreibung — zu bearbeiten anfang. Dieses ermöglichte mir mein umfangreicher Verkehr mit einflussreichen Japanern, wodurch ich einmal von ihren Plänen rechtzeitig hörte und auf der anderen Seite die Projekte zur Diskussion stellen konnte, deren Ausführung mir für Japan zweckmäßig erschien. Bei solchen Besprechungen konnte ich eruieren, wie weit meine Anregungen von den einflussreichen Japanern unterstützt werden würden, und hiernach bestimmte ich dann die bei meinem Vorgehen zu beobachtende Taktik.

(Fortsetzung folgt.) VIII/24



Alles schon dagewesen!

Ein zeitgemäßer Schattenriß aus dem Museum der Burg Altena i. W. aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Traurige Klage über den erbärmlichen Abschied des wohlbekannten Herrn Credits, welcher heutigs Tags schier an allen Orten tod gefunden wird.

Der oben wiedergegebene Schattenriß des Altenaer Burgmuseums ist leider nicht signiert und der Künstler darum unbekannt. Er stammt aber aus der Blütezeit des Scherenschnitts — etwa um 1820 bis 1830 —, d. h. der besten Biedermeierzeit. Trotz seines etwa 100jährigen Alters erscheint er doch wie für die heutige Zeit geschaffen und ist ein trefflicher Beweis für die Richtigkeit des Wortes von Ben Ali: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“ — Der schöne Schattenriß ist auf einem Hintergrunde von Silberpapier ausgeführt.

Die wirkliche Wirtschaft.

Von Ludwig Reiners.

IV. Wie weit hängt die deutsche Wirtschaft vom Ausland ab?

Die Probleme der internationalen Verflechtung*.

Thüringer Spielwaren, Brasilianischer Kaffee und ostpreussischer Bernstein. — Deutsche Wolle oder deutsches Brot? — Oder sogar deutscher Kaffee? — Aber in Spitzbergen züchtet man auch keine Bananen. — Zollkampf gegen die fleißigen holländischen Hennen? — Bedeutet zunehmende Industrialisierung des Auslandes eine Gefahr für die deutsche Industrie?

A: Heute schreibt mir ein Kunde — ein kleiner thüringischer Detaillist —, er könne im Augenblick nicht bezahlen, sein Geschäft ginge gegenwärtig sehr schlecht. Sein ganzer Ort lebe von der Spielwarenindustrie; die Spielwarenindustrie wäre aber nur halb beschäftigt, weil der Export nach Südamerika stocke, und zwar infolge der dortigen Kaffeekrise. Also mit anderen Worten: weil in Brasilien die Kaffeelernte zu groß war, kann mein thüringischer Detaillist mir meine Lieferungen nicht rechtzeitig bezahlen.

Hier sieht man doch wieder, wie sehr die deutsche Wirtschaft in die gesamte Weltwirtschaft verflochten, um nicht zu sagen: verfilzt ist, und wie sehr sie infolgedessen von allen Störungen an irgendeiner Stelle des Planeten abhängt.

B: Das ist völlig richtig. Man pflegt z. B. auch zu sagen, die Lage der Bernsteinfischer in Ostpreußen hänge weitgehend ab von den Kursen der Effektenbörse in Newyork, weil dort wichtige Abnehmer ihrer Erzeugnisse sitzen, deren Kaufkraft von der Börsenentwicklung abhängt.

* Vgl. die Aufsätze Heft Nr. 3 Seite 98, Heft Nr. 4 Seite 147, Heft Nr. 5 Seite 195, Heft Nr. 6 Seite 263, Heft Nr. 7 Seite 313.

Im übrigen brauchst du ja nur dein eigenes Lagerwerk durchzugehen, um die Auslandsabhängigkeit unserer Wirtschaft festzustellen. Die Kleidung, die du am Morgen anziehst, ist so gut wie restlos aus amerikanischen, chinesischen oder australischen Rohstoffen gefertigt. Der Kaffee oder Tee, den du zum Frühstück trinkst, stammt aus Brasilien oder aus China. Das Brötchen, welches du dazu isst, ist möglicherweise aus kanadischem Weizenmehl gebacken, denn fast die Hälfte unseres Weizenverbrauchs stammt aus dem Ausland. Auch die Butter, die du daraufstreichst, oder das Ei, welches du dazu isst, kann aus dem Ausland herrühren, denn etwa ein Fünftel unseres Konsums in diesen Waren stammt aus Holland, Dänemark, Rußland und anderen Ländern. Auch wenn du statt der Butter Margarine nimmst, ist wenig geholfen, denn Margarine ist ganz aus chinesischen, indischen und afrikanischen Rohstoffen hergestellt. Die Zeitung, die du zum Frühstück liest, ist auf einem Papier gedruckt, das wahrscheinlich aus finnischem Holz gefertigt ist. Das Radio, welches du leider dazu ertönen läßt, enthält Hartgummi aus indischem Kautschuk und Drähte aus amerikanischem Kupfer. Das Fleisch, das du zu Mittag isst,



Deutsche Wirtschaftsnot I.

Lichtbild: Breuning.

Schiffe ohne Fracht.

stammt zwar wahrscheinlich von deutschem Vieh, aber das deutsche Vieh lebt zum erheblichen Teile von ausländischen Futtermitteln. Auch bei dem Gemüse, das du verzehrst, kannst du mit fast 20% Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es schon einmal durch die Hände eines holländischen oder italienischen Bauern gegangen ist. Und wenn du hinterher Obst oder Südfrüchte isst, so mußt du dich damit abfinden, daß diese Güter etwa zu einem Drittel aus Spanien, Italien oder anderen Ländern kommen. Damit hast du wohl Beispiele genug beisammen, um dir den Grad der Auslandsverflechtung zu veranschaulichen.

A: Ja, aber findest du nicht auch, daß dieser Zustand etwas Ungesund hat?

B: Wir wollen auch hier wieder erst die Tatsachen zusammenstellen und dann ein Urteil abgeben.

Die deutsche Wirtschaft ist in dreifacher Weise in die Weltwirtschaft verflochten, nämlich durch Austausch von Waren, Austausch von Diensten, Austausch von Kapital.

Beginnen wir mit den Waren.

A: Kannst du mir ungefähr angeben, welchen Anteil die vom Ausland eingeführten Güter an dem gesamten deutschen Güterverbrauch haben?

B: Genau läßt sich das natürlich nicht sagen, denn in vielen Gütern stecken nur zum Teil ausländische Rohstoffe; oft sind diese Teile aber unentbehrlich, wie etwa die Gummireifen beim Auto. Ganz ungefähr kann man veranschlagen, daß wohl in rund der Hälfte der deutschen Güterproduktion ausländische Bestandteile enthalten sind.

Wir hatten ja auch z. B. schon bei unserer Besprechung der Konsumfragen gesehen, daß fast die Hälfte der von Industrie und Handwerk verarbeiteten Rohstoffe aus dem Ausland herührt. Einer der bedeutendsten deutschen Industriellen hat einmal gesagt, unsere Wirtschaft gleiche einem Haus, dessen obere Etage, nämlich die Industrie, über die untere Etage, nämlich die Landwirtschaft, hinaustrage; sie müsse daher gestützt werden, und diese Stützen stünden auf fremdem Boden.

A: Und welches sind nun die Hauptbestandteile der Einfuhr?

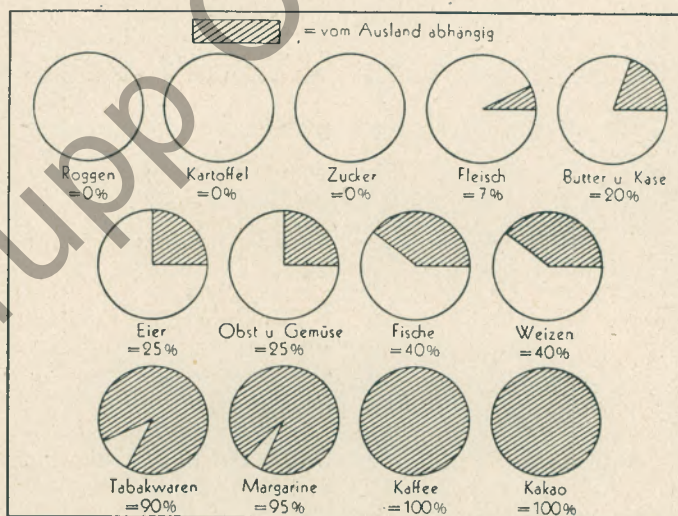
B: Wir wollen einmal die wichtigsten Gebiete der Güterversorgung durchgehen.

Was zunächst die Ernährungswirtschaft angeht, so will ich dir nachstehend einmal aufzeichnen, welcher Anteil bei den einzelnen Verbrauchsgütern aus dem Ausland stammt. Außer Betracht lassen will ich hierbei, daß auch die einheimische Fleisch- und Milchproduktion teilweise auf ausländischen Futtermitteln beruht.

Man pflegt zu sagen, daß das deutsche Vieh mit zwei Beinen im Ausland stünde.

A: Im ganzen kann man also wohl sagen, daß unsere Ernährung mit etwa einem Fünftel vom Ausland abhängig ist.

B: Sehr viel stärker ist die Abhängigkeit natürlich bei der Bekleidungswirtschaft. Im Inland wird hiervon eigentlich nur die Kunstseide und etwa die Hälfte des Bedarfs an Flachserzeugt; bei der Wolle fällt unsere eigene Erzeugung gegenüber der Einfuhr nur wenig ins Gewicht. Unsere Bekleidung ist also etwa zu neun Zehnteln aus ausländischen Rohstoffen gefertigt.



Abhängigkeit der Ernährung vom Ausland



Lichtbild: Breunig.

Deutsche Wirtschaftsnot II. Schlote ohne Rauch.

Die Probleme der internationalen Verflechtung

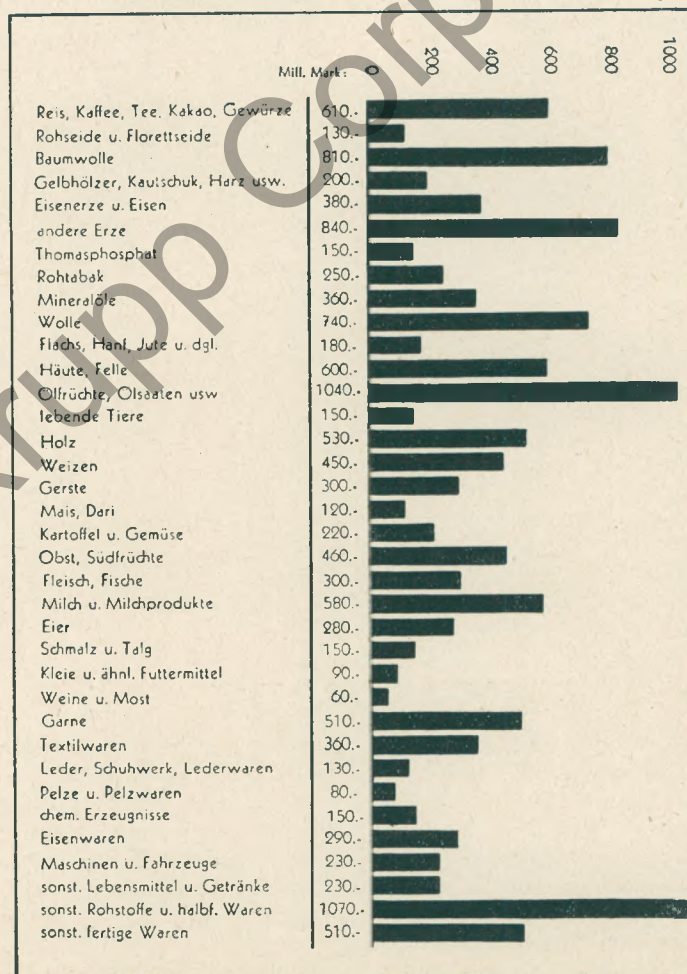
A: Und wie steht es mit den anderen Gebieten?

B: Wir sind in Eisenerzen etwa zu zwei Dritteln, in anderen Metallen, vor allem Kupfer, noch stärker von ausländischer Zufuhr abhängig. In Kautschuk sind wir ganz, in Erdöl fast ganz auf das Ausland angewiesen; unsere Holzwirtschaft dürfte zu mehr als einem Drittel auf ausländischer Zufuhr beruhen.

Wichtig ist dann aber noch, daß Deutschland auch eine erhebliche Einfuhr an Fertigwaren hat; hierin spielen namentlich Garne und Leder, aber auch Maschinen und Kraftfahrzeuge eine Rolle. Ja, selbst Waren, in denen Deutschland eine Vorrangstellung in der Weltwirtschaft einnimmt, kannst du in der Einfuhrstatistik wiederfinden, wie z. B. Erzeugnisse der Feinmechanik, Uhren, Musikinstrumente und ähnliches.

A: Und wie weit könnte Deutschland diese ganze Einfuhr durch eigene Produktion entbehrlieh machen?

B: Diese Frage liegt weit schwieriger als man glaubt. Ich will dir einmal die wichtigsten Posten unserer Einfuhr aufzeichnen, und zwar will ich



Deutsche Einfuhr 1929

zuerst die tropischen Produkte aufführen, welche wir nicht anbauen können, und diejenigen Bergwerkserzeugnisse, die bei uns nicht hinreichend vorkommen. Sodann folgen diejenigen Rohstoffe und Halbfabrikate, welche rein geographisch auch in Deutschland zu gewinnen wären, und zum Schluß die Fertigwaren (Aufstellung nebenstehend).

A: Es ist klar, daß wir in Kaffee oder Tabak oder Kupfererzen immer auf das Ausland angewiesen sein werden, wenn nicht gerade künstlich gleichwertige Ersatzstoffe geschaffen werden.

Aber können wir z. B. nicht unsere Wollproduktion oder unsere Holzproduktion so steigern, daß wir unseren Bedarf selbst decken?

B: Natürlich können wir das. Nur müssen wir hierfür unseren Schafbestand vermehren. Die 4 Millionen Schafe, die wir jetzt halten, decken etwa 6% unseres Wollbedarfs. Wir müßten ihre Zahl auf etwa 60 bis 70 Millionen erhöhen. Das erfordert natürlich eine entsprechende Weidefläche. Wenn du 20 Schafe pro Hektar rechnest, so kommen wir auf

etwa 3 Millionen Hektar. Das ist etwa ein Drittel der deutschen Getreidefläche.

Auch den gesamten Holzbedarf könnten wir in Deutschland decken, allerdings müßten wir unseren Waldbestand hierfür um 10 Millionen Hektar vergrößern. Das würde mehr als den Rest unserer Getreidefläche erfordern.

Mit anderen Worten: in Wolle und Holz würden wir so vom Ausland unabhängig werden, aber wir müßten dafür unseren gesamten Bedarf an Getreide im Ausland kaufen. Beides können wir nicht in Deutschland erzeugen.

Nun sind aber in Deutschland die Bedingungen für Wollproduktion ungünstiger als für Getreidebau. Wir tun daher besser, Getreide anzubauen und Wolle im Austausch mit anderen Ländern zu beschaffen. Und zwar liefern wir als Gegenleistung den Wolle produzierenden Ländern andere Artikel, welche wir günstiger herstellen können als sie, also z. B. Maschinen, Papier oder andere Industrieartikel.

Wir könnten sogar wahrscheinlich, um ein ganz krasses Beispiel zu nehmen, auch unseren Kaffeebedarf in Treibhäusern ziehen. Nur würden die Kosten hierfür — sagen wir ganz willkürlich — vielleicht zehnmal so hoch sein als in Brasilien. Infolgedessen überlassen wir den Kaffeeanbau, den Brasilianern und verwenden unsere Produktivkräfte auf Artikel, in denen wir Brasilien überlegen sind, und liefern sie im Austausch gegen Kaffee an Brasilien. Auf diese Weise erhalten wir mit dem gleichen Arbeitsaufwand zehnmal soviel Kaffee, als wenn wir ihn selbst angebaut hätten. Man nennt dies die internationale Arbeitsteilung.

A: Soweit leuchten mir deine Ausführungen ein. Wenn das Ausland in einem Artikel eine gewaltige natürliche Überlegenheit besitzt, so ist es rentabler, ihn einzutauschen als ihn selbst zu produzieren. Es wäre töricht, in Spitzbergen Bananen zu züchten und in Andalusien Pelztiere.

Aber es gibt doch außer diesen Gütern noch eine ganze Anzahl Einfuhrartikel, welche sich bei geeigneter wirtschaftlicher Organisation auch mit gleichen Kosten und in der gleichen Qualität in Deutschland herstellen ließen, denn wir beziehen sie aus Ländern, welche auch kein anderes Klima und auch keine andere Wirtschaftsstruktur haben als Deutschland, nämlich aus Holland, Dänemark und den baltischen Randstaaten. Hier denke ich also an die immer wieder zitierte halbe Milliarde, die wir für Butter und Käse, an die 300 Millionen, die wir für Eier ausgeben usw.

B: Soweit diese Länder wirklich Molkereiprodukte, Eier, Obst, Gemüse teils billiger, teils besser produzieren sollten als wir, so verdanken sie das keinerlei naturgegebenen Vorzügen,

sondern lediglich einer besseren Organisation. Es ist nicht einzusehen, warum die dänischen Kühe auf die Dauer mehr Milch geben, die holländischen Hennen verhältnismäßig mehr Eier legen sollten als die deutschen. Holland hat sogar vor wenigen Jahrzehnten noch Eier einführen müssen und hat inzwischen seine Landwirtschaft so weitergebildet, daß es heute in Eiern und zahlreichen anderen Agrarprodukten ein bedeutendes Ausfuhrland geworden ist. Finnland hat seinen Export an Molkereiprodukten erst im letzten Jahrzehnt aufgebaut.

Bei diesen Waren kann man daher wohl annehmen, daß hier die deutsche Erzeugung ohne einen nennenswerten Mehraufwand durch Verbesserung der Produktionsmethoden gesteigert werden könnte.

Anders wäre es schon, wenn wir versuchen wollten, den kanadischen Weizen zu ersetzen. Wenn die bisherige Weizenfläche auch die Einfuhrmenge erzeugen sollte, so müßte der Ertrag pro Hektar um 70 % steigen. Das ist in absehbarer Zeit natürlich nicht möglich. Infolgedessen müßten weitere Flächen mit Weizen bebaud werden. Soweit geeignete Böden überhaupt vorhanden sind, müßten sie also der bisherigen Verwendung entzogen werden. Dies würde natürlich einen entsprechenden Ausfall an anderen Produkten mit sich bringen. Dieser Ausfall wäre unbedenklich, soweit es sich um ein Produkt handeln würde wie Roggen, bei dem eine Überproduktion vorhanden ist. Die erhöhte Weizenerzeugung würde aber nichts nützen, soweit sie auf Kosten anderer unentbehrlicher Produkte erfolgte.

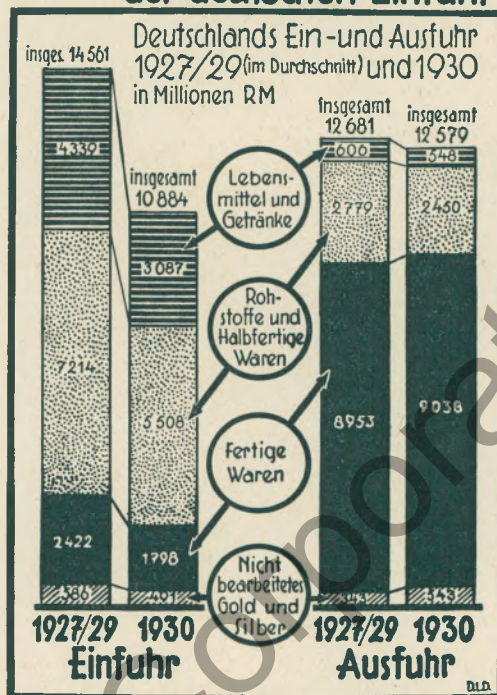
A: Aber glaubst du nicht, daß wenigstens die industriellen Fertigwaren, die wir noch vom Ausland beziehen, ebensogut in Deutschland hergestellt werden können?

B: Man darf diese Möglichkeit nicht zu hoch veranschlagen. Zum Teil sind dies Artikel, bei denen der Arbeitslohn eine sehr hohe Rolle spielt; hier können daher Länder mit einer niedrigeren Lebenshaltung, niedrigeren Löhnen und vor allem niedrigeren Steuerlasten die deutsche Wirtschaft unterbieten. Dies ist die eine Quelle der Einfuhr ausländischer Industrieerzeugnisse.

Die zweite Quelle liegt in der internationalen Arbeitsteilung der Industrie. Wir beziehen z. B. Feingarne und Textilmaschinen aus Großbritannien, bestimmte chemische Produkte aus Amerika usw., weil dort Spezialindustrien bestehen, welche zum Teil auf Grund langjähriger Erfahrungen, zum Teil auf Grund eines besonders großen gesicherten Absatzes eine gewisse Überlegenheit in diesen Artikeln erworben haben. Die deutsche Industrie nimmt auf sehr vielen Gebieten ja eine ähnliche Vorrangstellung ein.

Die dritte Quelle der deutschen Fertigwareneinfuhr ist schließlich das sogenannte Dumpingsystem des Auslandes, das

Starke Einschränkung der deutschen Einfuhr



Der Rückgang der deutschen Einfuhr.

Zwei Drittel der deutschen Einfuhr sind Agrarprodukte, davon die Hälfte, also ein Drittel der Gesamteinfuhr, Nahrungsmittel und lebende Tiere. Da der Rückgang der Weltmarktpreise für Agrarprodukte im Jahre 1930 am höchsten war, so gewann Deutschland durch diesen Preisrückgang eine nicht unbeträchtliche Summe. Daneben ging aber auch, absolut berechnet, die Einfuhr an Nahrungsmitteln und Agrarrohstoffen ganz bedeutend zurück, und hauptsächlich dadurch war es möglich, daß im Jahre 1930 die deutsche Handelsbilanz mit 1,8 Milliarden Reichsmark aktiv war. Für 1,3 Milliarden Reichsmark führte Deutschland weniger pflanzliche Nahrungsmittel ein als in den Vorjahren und für die gleiche Summe auch weniger Agrarprodukte für die Industrie. Dagegen konnten viele deutsche Industrien ihre Ausfuhr steigern oder mindestens ihre Abnehmer auf dem Weltmarkte behalten. Insgesamt wurde die deutsche Einfuhr 1930 um 3,4 Milliarden niedriger als in den Vorjahren. Neben dem Rückgang bei den Agrarprodukten ging die Einfuhr hauptsächlich noch bei den Halbfertigwaren (Textilien und Metallwaren) zurück.

heißt die Methode, Ware billiger zu exportieren, als man sie im Inland verkauft. Dieses Verfahren wird von den Industrien aller Länder der Welt gelegentlich angewandt, um sich Absatz zu verschaffen.

A: Aber gegen diese Fertigwareneinfuhr, welche auf niedrigeren ausländischen Herstellungskosten, überlegener Organisation oder bloßer Unterbietung beruht, könnten wir uns doch durch Zölle schützen.

B: Gewiß könnten wir das. Nur muß man auch hier alle Konsequenzen abwägen. Wir werden unsere nächste Unterhaltung diesem Problem widmen. Für heute will ich dich nur daran erinnern: Jeder Zoll und jede Einfuhrsperre löst Gegenmaßnahmen aus, die sich gegen unsere Ausfuhr richten.

Nutzen und Schaden müssen hier jedesmal sehr sorgfältig auskalkuliert werden. Denn die deutsche Ausfuhr ist ein sehr wesentlicher Bestandteil unserer Wirtschaft. Wir wollen sie jetzt betrachten.

Die Einfuhrgüter müssen bezahlt werden. Die Bezahlung kann nicht mit deutschem Geld erfolgen, denn mit diesem Geld könnte der ausländische Lieferant nichts anfangen. Sie muß vielmehr mit ausländischen Zahlungsmitteln erfolgen, und diese ausländischen Zahlungsmittel müssen in der Hauptsache durch Ausfuhr beschafft werden. Einfuhr kann also nur durch Ausfuhr bezahlt werden.

A: Du willst damit sagen: weil wir für 13 Milliarden Auslandsgüter beziehen, so sind wir auch gezwungen, für 13 Milliarden Güter auszuführen und unsere Wirtschaft auf diesen Auslandsabsatz einzustellen.

B: So ist es. Vorhin haben wir gesehen, daß fast die Hälfte unserer Industrie vom Ausland abhängt, weil sie ausländische Rohstoffe verarbeitet. Jetzt kommt noch hinzu, daß ein Drittel vom Ausland abhängt, weil es Waren für ausländische Abnehmer herstellt. Allerdings sind dies zum Teil die gleichen Industrien.

A: Ich erinnere mich an deine Zeichnung von den Güterströmen. Danach war der Absatz ins Ausland ungefähr halb so groß wie der Absatz an den deutschen Konsum.

B: Etwa 3,5 Millionen Menschen in Deutschland arbeiten für den Export. Eine Vermehrung oder Verminderung des Exports um 100 Millionen bedeutet jedesmal die Einstellung oder Entlassung von 20000 Industriearbeitern.

A: Diese Ausfuhrabhängigkeit vom Ausland ist doch ein weiteres Gefahrenmoment. Allmählich werden sich doch die überseeischen Länder mehr und mehr industrialisieren; sie werden dann immer weniger europäische Industrieprodukte aufnehmen. Diese Gefahr lastet besonders schwer auf Deutschland, weil es ja keine politisch gesicherten Absatzmärkte hat, wie sie z. B. Großbritannien in seinen Dominien besitzt.

B: In diesem Einwand ist eine ganze Anzahl vielverbreiteter Irrtümer enthalten.

Zunächst haben die meisten Menschen eine ganz falsche Vorstellung von den Bevölkerungszahlen fremder Erdteile. Die

drei großen britischen Dominien Kanada, Südafrika und Australien haben zusammen 22 Millionen Einwohner, also etwa halb soviel wie das Land Preußen. Südamerikanische Staaten, wie Venezuela, Kolumbien, Chile usw., liegen in ihrer Einwohnerzahl erheblich unter dem Freistaat Sachsen. Ganz Afrika hat nur 130 Millionen Einwohner, also etwa soviel wie Deutschland und das alte Österreich-Ungarn zusammen. Noch viel wichtiger ist aber die Tatsache, daß von den Bewohnern der meisten überseeischen Länder vorläufig überhaupt nur die allerwenigsten für den Verbrauch europäischer Industrieartikel in Frage kommen. Nach einer hohen Schätzung kommen von den 1800 Millionen Erdbewohnern etwa 600 Millionen als Käufer von Industrieartikeln in Betracht. Und von diesen 600 Millionen sitzen 450 in Europa und den Vereinigten Staaten.

A: Ja, aber dann müßte ja der größte Teil unseres Exports nicht nach Übersee, sondern nach den europäischen Ländern gehen.

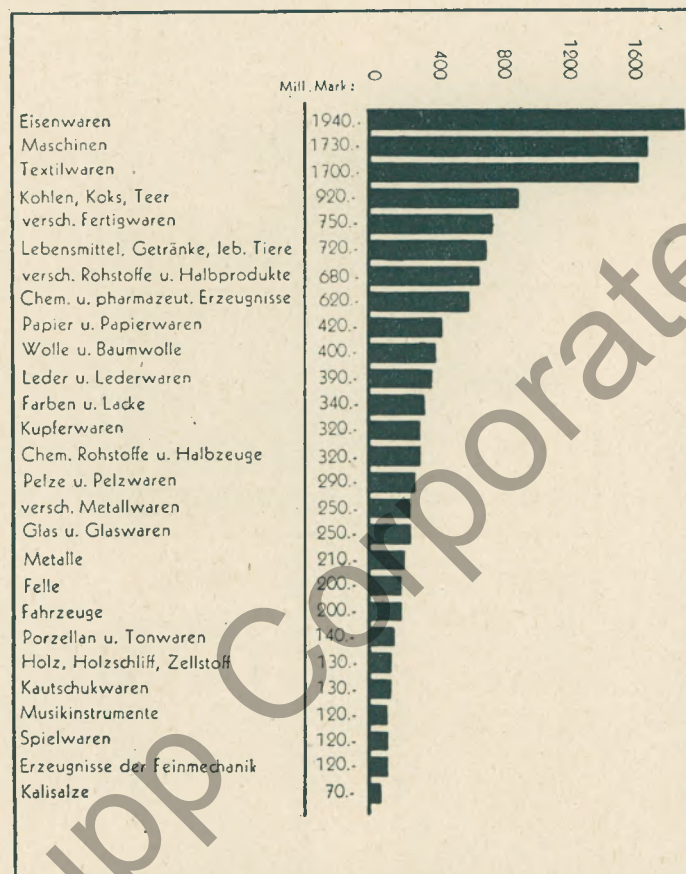
B: Das tut er auch. Europa ist bei weitem der größte Abnehmer der deutschen Ausfuhr. Fast 75% unseres gesamten Exports gehen nach Europa, ein kleiner Teil hiervon wird allerdings wohl von dort aus an überseeische Länder weitergeleitet. Weitere 8% gehen nach den Vereinigten Staaten, nur der Rest von etwa 20% geht nach jenen überseeischen Ländern, von denen der Laie immer glaubt, daß sie den größten Teil der deutschen Ausfuhr aufnehmen.

A: Nach deiner Ansicht gefährdet also die Industrialisierung der Überseegebiete unsere Ausfuhr nicht?

B: Man kann sogar geradezu sagen, daß diese Industrialisierung sie begünstigt. Der Warenaustausch ist nämlich immer am umfangreichsten zwischen blühenden und wirtschaftlich

entwickelten Ländern. Die wichtigsten Absatzgebiete für Deutschland sind Großbritannien, Holland, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Tschechoslowakei und die Schweiz. Die Tschechoslowakei und Österreich nehmen uns zusammen viel mehr Güter ab als Südamerika, die kleine Schweiz bezieht von uns doppelt so viel wie ganz Afrika. Luxemburg führt mehr deutsche Waren ein als ganz Australien. Je mehr ein Land industrialisiert wird, je mehr der Wohlstand seiner Bewohner wächst, desto höher und vielfältiger werden auch die Ansprüche, und desto mehr ist es darauf angewiesen, fremdländische Erzeugnisse zu beziehen. Ein Land mag noch so industrialisiert sein, es wird immer eine ganze Anzahl Produkte geben, die es besser im Ausland kauft, als es sie im eigenen Land herstellt. Die drei größten Maschinenbauländer, nämlich Deutschland, die Vereinigten Staaten und Großbritannien, sind zugleich auch gegenseitig ihre besten Kunden für Maschinen.

A: Freilich wird sich die Art der bezogenen Güter auf diese Weise ändern. Ein Kolonialland oder überhaupt ein wenig industrialisiertes Land wird hauptsächlich Verbrauchsgüter beziehen, also etwa Kleidungsstücke, Schuhe, Spielwaren und



Deutsche Ausfuhr 1929

ähnliches. Ein Land, das sich industrialisiert, wird mehr und mehr Produktionsmittel einkaufen, also Maschinen, Fahrzeuge usw.

B: Das ist ganz richtig. Deutschland hat um 1900 weit mehr Verbrauchsgüter exportiert als Produktionsgüter. 1913 war das Verhältnis ungefähr 1:1. 1929 war die Ausfuhr von Produktionsmitteln um 1 Milliarde höher als an Verbrauchsgütern.

Diese Entwicklung ist nicht nur bei der deutschen Ausfuhr festzustellen; sie ist auch bei der englischen und amerikanischen Ausfuhr vor sich gegangen.

A: Wohin die deutsche Ausfuhr geht, darüber haben wir gesprochen. Jetzt möchte ich noch etwas darüber hören, aus welchen Gütern sie sich zusammensetzt.

B: Hier hast du eine Darstellung der wichtigsten Bestandteile der deutschen Ausfuhr.

A: Es fällt mir auf: viele Einfuhrartikel kehren auf der Ausfuhrliste wieder, so z. B. Holz, Wolle, Baumwolle, Felle.

B: Zum Teil werden die Einfuhrgüter nach einer gewissen Verarbeitung wieder ausgeführt, zum Teil werden bestimmte Sorten eines Artikels importiert und andere exportiert. Die internationale Arbeitsteilung und der internationale Warenverkehr sind viel entwickelter und bunter, als die meisten glauben.

A: Der Hauptbestandteil unserer Ausfuhr sind Fertigwaren oder Halbfabrikate; ein sehr großer Teil von ihnen ist aus ausländischen Rohstoffen gefertigt.

B: Hiermit berührst du einen einschneidenden Punkt unserer ganzen Ausfuhrgestaltung. Vergleichen wir einmal die deutsche Ausfuhr mit der der Vereinigten Staaten. Die Amerikaner exportieren zu einem erheblichen Teil Rohstoffe, also die Produkte ihres Bodens und ihrer Bergwerke: Weizen, Baumwolle, Kupfererze usw. In dieser glücklichen Lage ist Deutschland nicht. Seine Ausfuhr spielt sich ganz anders ab. Deutschland importiert erst aus fremden Ländern Rohstoffe, veredelt sie durch seine industrielle Arbeit zu Fertigwaren und führt diese Fertigwaren aus.

A: Das ist richtig. Wenn ich mir die Hauptposten der deutschen Ausfuhr ansehe, also Maschinen, Eisenwaren, Textilprodukte usw.: in ihnen allen stecken ausländische Rohstoffe. Die deutsche Ausfuhr erinnert an einen Vorgang, den man privatwirtschaftlich Lohnveredelung nennt: ein Ausländer liefert Rohstoffe, läßt sie in Deutschland verarbeiten und nimmt die fertige Ware wieder ab.

B: So ist es. Deutschland exportiert im Grunde genommen fast nur Arbeitsleistungen und nicht wie andere Länder Bodenprodukte. Es ist sozusagen die große Lohnwerkstätte der Welt,

wohin die anderen Völker ihre Rohstoffe schicken, um daraus Fertigwaren herstellen zu lassen. Deutschland exportiert daher nur die Differenz zwischen dem Wert der eingeführten Rohstoffe und dem Wert der ausgeführten Fertigfabrikate.

A: Freilich ist diese Differenz sehr erheblich, vor allem, wenn es sich um Artikel einer Verfeinerungsindustrie handelt. 1 kg Eisenerze kostet 2,5 Pfg., 1 kg Zylinderblöcke 1,85 Mark, 1 kg Rasierklingen 380 Mark und 1 kg Spiralen für Armbanduhren 550 000 Mark. Die Differenz zwischen dem Rohstoffwert und dem Wert eines Fertigproduktes kann also gewaltig sein; bei manchen Fertigfabrikaten tritt der Rohstoffwert gegenüber dem Wert der fertigen Ware also völlig zurück.

B: Das ist richtig. Trotzdem darf man nicht außer acht lassen, daß die Situation der deutschen Ausfuhr in vieler Hinsicht ungünstiger ist als die anderer Länder. Ein Land, welches hauptsächlich Kaffee oder Kautschuk oder Baumwolle exportiert, kann nicht von jedem beliebigen anderen Land in seiner Ausfuhr bedroht werden, denn diese Rohstoffe kommen nicht in allen anderen Ländern vor. Deutschland dagegen, welches hauptsächlich industrielle Arbeit exportiert, ist in seiner Export-situation viel gefährdeter. Für den deutschen Export ist die Frage entscheidend: Wieviel kostet eine bestimmte Arbeitsleistung in Deutschland und wieviel in anderen Ländern?

Besonders wichtig ist diese Veredelungstatsache für die Frage einer Ausfuhrsteigerung. Wenn wir unsere Ausfuhr um 1 Milliarde steigern wollen, so müssen wir wahrscheinlich erst einmal für 500 Millionen Mark ausländische Rohstoffe hierfür mehr einführen. Eine Ausfuhrsteigerung um 1 Milliarde verbessert daher unsere Zahlungsbilanz nicht um die volle 1 Milliarde, sondern nur um 500 Millionen. Es ist eine ausgesprochen labile Lage, in der sich Deutschland hinsichtlich seiner Ausfuhr befindet. Keynes hat einmal gesagt, Deutschland gleiche einem Kreisler, der sich auf das schnellste drehen müsse, um im Gleichgewicht zu bleiben.

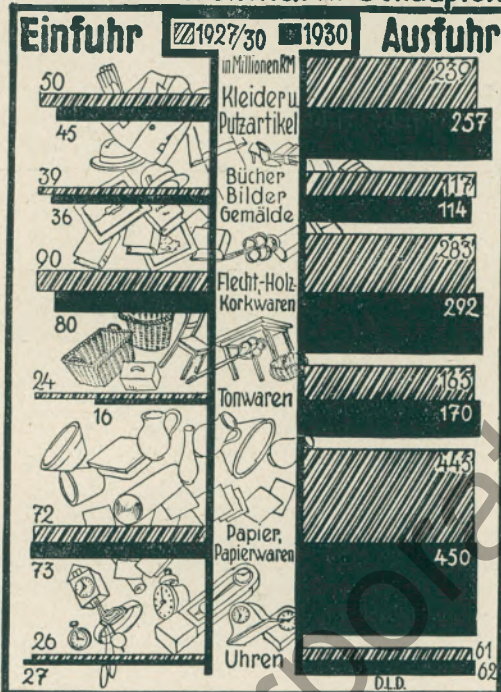
A: Diese labile Situation des deutschen Exports kommt ja praktisch auch darin zum Ausdruck, daß er zu einem erheblichen Teil zu Verlustpreisen erfolgen muß.

B: In der Tat muß Deutschland im Export zum Teil Preise in Kauf nehmen, welche unter den Herstellungskosten und unter den Inlandpreisen liegen. Es gilt dies vor allem für den Export von Rohlen und bestimmten Produkten der Schwerindustrie, aber auch für einzelne

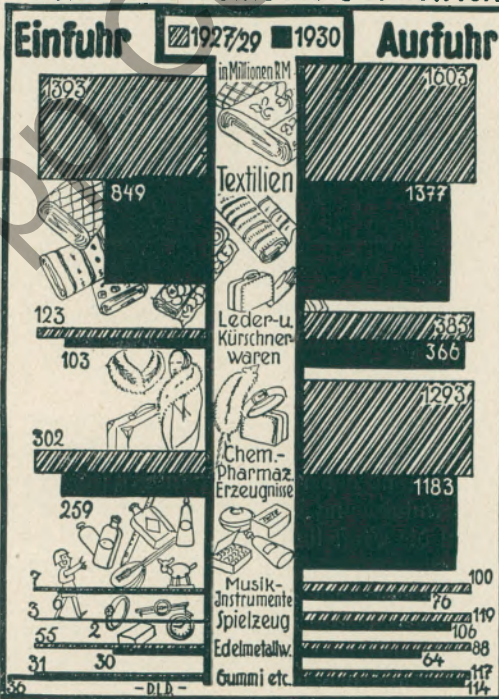
Fertigwaren. Hier liegt ein sehr schwieriges Problem; es würde uns aber zu sehr von unserem heutigen Thema weg-führen, wenn wir es erörtern wollten.

(Schluß folgt.)

Deutsche Industrien, die sich auf dem Weltmarkt behaupten



Von der Weltwirtschaftskrise betroffene deutsche Industrien



Die
Brücke.



Holzschnitt
von
Josef
Stuhldreher.

Wanderstraßen.

Von Josefa Dertel-Elstner.

In unserer zerrissenen, nervenermürenden Zeit wächst das Sehnen nach stiller Selbstbesinnung, nach Ruhestunden.

Alle Menschen tragen ihr eigenes Märchenland in sich. Aber die wenigsten wissen davon. Alltag und Wirklichkeitsdinge haben den Weg zu ihm verschüttet. Unsere Zeit rennt und sucht und hastet und läßt kaum Besinnung, in den heimlichen goldhellen Klang hineinzuhorchen, der dem tiefsten eigenen Wesen entströmt, dort, wo unser Menschentum seine Quelle im Kinderland findet.

Seit reichlich zehn Jahren wandere ich mit dem Rucksack auf dem Rücken ins Volk. Von meinen Wanderstraßen will ich heute erzählen.

... Pfingsttage im Harz. Ich wanderte Straßen, lange Straßen, durch Dörfer, über Ferge, im Beutel wenig Geld, aber schwer beladen mit innerem Reichtum, mit Märchen. Den Menschen wollte ich sie bringen, ihnen die heimlichen Schönheiten erschließen, die im uralten Volksgut liegen und die verlorengehen im Rattern, Sauchen und Pfeifen der neuen Zeit.

Südharz. Auf einem Bauernfuhrwerk zog ich in das weite, ferne Dörfchen. Neben der Schule die Kirche, aus der die Kinder Bänke holten. Einer läutete aus Leibeskräften die im Freien unter einem Schuttdach stehenden Kirchenglocken, damit noch recht viele aus dem Dorfe herzukämen. Dann saßen wir unter alten Bäumen, und ich erzählte, wie leicht man in das Märchenland kommen könne. Man brauche nur einmal die Augen zu schließen; wenn man sie dann öffne, sei man mitten darin. Nur müsse man hinkommen wollen. Die Bäume über uns singen an zu flüstern. Die Vögel saßen still und hörten zu. Große, weite Kinderauge, ein tiefer Atem am Schluß.

Wagenfahrt durch Wiesen, Dörfer, Felder. Am Wege braunes Zigeunervolk. Vorüber. Goldene Aue. Gastfreundlich ward ich von den jungen Kantorseuten empfangen. Wieder das Schulhaus mit dem sonnigen Garten, in dem die kleine Kirche stand. Drinnen saßen die Bauern rings den Wänden in ihren Holzlauben, predigte der Pfarrer. Sonnendurchtanztes Blättergewirr umrankte die alte Kirchentür mit dem riesigen Schloß, und von den nahen kantorlichen Bienenstöcken schwärmten die Bienen. Die Kinder des Ortes kamen und schauten nach mir aus. Sie hatten Briefe an die Kinder der sechs umliegenden Orte gesandt: „Liebe Kinder! Am Sonntag kommt eine Märchenerzählerin von sehr weit her zu uns. Da kommt doch auch und bringt eure Eltern, Lehrer und Geschwister mit. Wir wollen auch tanzen und singen im Wald, es wird fein werden.“

Im Maiensonnenschein kamen sie herangezogen, die Kinder des hier rein erhaltenen germanischen Stammes, mit den langen Frankenschädeln, den weizengelben Haaren, die Mädchen mit Kornblumenkränzen. — Ein langer Zug. Voran der Kantor mit der Geige. Frühling, Lachen, Freude. In den Haustüren die Frauen mit Strickstrümpfen, die Kleinsten im Arm oder an der Schürze, die Männer schmunzelnd, die Pfeife im Mund.

„Kommt alle mit!“ rief ich ihnen zu. Sie kamen und freuten sich auf der Wiese am Waldrand mit der Jugend, die spielte und Volkslieder sang. Dann saß ich oben unter der alten knorrigen Eiche und erzählte deutsche Märchen. Wie andächtig sie lauschten mit Ohren und Augen und mich immer dichter umdrängten, und wie die großen Leute still wurden und in ihrer einfachen Art teilnahmen an den Märchenschicksalen!

Zum Schluß noch Volksreigen für alt und jung, und heim ging es wieder mit Kantors Geigenspiel. Ludwig-Richter-Donntag.

*

Wieder Südharz. Wenige Schritte hinter mir ein Landstreicher, müde, verstaubt, sein Bündel unter dem Arm. Ein Mensch — und sicher einer, der einen Sonnenstrahl brauchen konnte, ein Heimdenken: Mutter. Wie sollte ich es anfangen? Ich drückte ihm getrocknete Pflaumen in die verarbeitete Hand. „Da, nehmen Sie, die schmecken gut unterwegs, die esse ich auch immer.“ Ein Erstaunen in dem runzligen Gesicht, als seien meine Worte unwirklich, dann aber ein beinahe seliger Kinderblick. „Ich danke Ihnen.“

Ich ging weiter. Was wollte ich eigentlich? Dem Menschen ein Märchen erzählen? Ich sehe die entsehten Augen meines Bekannten, eines Justizrates, dem ich später die Begegnung erzählte: „Menschenkind, der Mann konnte Ihnen sonst was tun!“ Furcht kannte ich gar nicht. Nur Mut brauchen wir, um zum Menschen selbst zu kommen. Ich wandte mich noch einmal: „Sie haben nicht so viel zu tragen wie ich.“

„Nein.“ Pause. „Sie haben gewiß Lebensmittel darin.“

„Nein, wissen Sie, ich erzähle überall Märchen, die alten Märchen und schönen Geschichten. Kennen Sie welche? Aus der Zeit, da Sie noch ein Kind waren?“

Schien es mir nur so? Nein, es war wirklich, dieses stille Aufleuchten in den trüben Augen. Ich erzähle Märchen! Klang es in dieser Seele nicht wie: ich bin deine Mutter?

„Früher, ja, ach, das ist schon lange her.“

„Soll ich Ihnen eins erzählen? Kommen Sie dort unter den Baum. Da haben Sie dann was Hübsches für den Weg.“

„Da möcht' ich schon gern zuhören. Aber nein. Da schäm' ich mich. Wenn das jemand sieht — in meinen alten Sachen — wenn ich besser angezogen wäre — aber so neben Ihnen — nein, das geht nicht.“

„Auf das Äußere kommt es ja nicht an, wenn es nur innerlich sauber aussieht. Wenn man auf der Landstraße geht, kann man nicht anders anschauen.“

„Da haben Sie freilich recht. Ich schäm' mich aber doch.“ Standhaft blieb er dabei, und beim Wandern mit dem schweren Rucksack mochte ich nicht erzählen. Weiter ging der Mann, ein Schritt vor dem andern, müde, und hatte doch einen Augenblick lang ein Aufleuchten in seinen Augen gehabt, wie Erinnerung an längst vergangene Jahre.

Ich bog ab und saß unter den alten Eichbäumen des nahen Waldes. Menschen, Menschen! Warum geht ihr alle so fremd aneinander vorüber? ... Der Zug führte mich weiter. Sommerfrischen. Fröhliches Leben. Kommen und Gehen. Bis zuletzt das Gehen für immer bleibt. Menschen, denkt daran! ...

Sonnige Tage gaben leuchtenden Hintergrund zu dem Märchenland, das ich über die Grenze zu unseren, unter fremder Herrschaft leidenden Stammesbrüdern brachte, als geheimen Schatz, den die Zollrevision trotz allem Wühlen im Rucksack nicht finden konnte.

Hoch über den Wellen der Eger trogen alte Mauern einer Burg: Elbogen. In den Straßen dieses Städtchens mit der Pestsäule und dem Brunnen auf dem Markt fanden sich die Volksbildner aus dem Sudetenland zusammen. Echte, einfache Menschen, in kernigem Deutschtum von zwingender Gewalt. Was sie hier in ihren Reden sprachen, wirkten sie auch im täglichen Leben. Ihr volles Sein geben sie als Einsatz für den Lebenskampf ihres bedrängten Volkstums. Über der Tagung stand seine Schicksalsfrage: „Können wir durch Zusammenschluß Heimat erhalten?“ In der Pflege wahrer Heimatbildung liegt Erreichung dieses Zieles. Bildung ohne Heimat gleicht einem Menschen ohne Schatten. Heimatschule, Heimatkunst wecken Heimatliebe. Wo sie wurzelt, ist ein Volk innerlich stark, wird es auch von außen unterdrückt. Es wird im Raum nicht hin und her geworfen, es hat den festen Kern gefunden, der sich zum Ring um das ganze Volk erweitert und zusammenschließt. Wie im Einzelleben: Bewußtsein des eigensten Ich: Heimat der Seele.

Deutsche Volksseele, dich fand ich drüben im Böhmerland!*

In dem großen Fabrikdorf an der Grenze, wo ich mich zwischen den Zuhörern kaum bis zu meinem Platz durchwinden konnte, quoll es vor der offenen Tür noch von

großen und kleinen Menschenkindern, die alle zuhören wollten. Eins von den Kleinen stand zum Schluß vor mir und brachte es schüchtern heraus: „Ich wollte Sie bitten, kommen Sie recht bald wieder.“

Wie über Nacht ein öffentlicher Abend zustande kommen kann! Keine Konzertdirektion bringt das fertig, was die Begeisterung der Jungen vermochte, denen ich abends im niedrigen Häuschen drunten im Tal Märchen erzählt hatte. Immer später war es geworden und niemand wollte gehen. Einer meinte: ich müßte im Städtchen morgen einen Abend veranstalten. — „Ja, morgen müßte es sein, denn übermorgen wandere ich schon weiter.“

Ein Gastwirtssohn war schon zur Tür hinaus und kam nach fünf Minuten mit einem Freudensprung zurück, der dem langen Kerl eine heftige Kopfnuß an der niedrigen Decke eintrug.

„Hurra, wir bekommen unser großes Gastzimmer umfonst!“

Und der Bürgermeistersohn lernte in der Druckerei. Bis zum Morgen waren Ankündigungen und Plakate gedruckt und wurden in den Morgenstunden von vielen Händen verteilt.

* Vgl. die Aufsätze „Elbogen“ von H. Wächter im „Werk“, Jahrg. 1927, S. 317 und „Aus alten deutschen Städten Böhmens“, Jahrg. 1929, S. 71.

Straßenlied.

Von Börries von Münchhausen.

*Es liegt etwas auf den Straßen im Land umher,
In Welschland und in Britannien und am Meer,
Am Rhein und wo die Scholle der Newa splittert wie Glas,
Es liegt etwas auf den Straßen, ich weiß nicht was.*

*Ich hab' auf den Straßen verlaufen sieben Paar Schuh,
Mein Stecken blieb immer derselbe, mein Herz dazu;
Ich wanderte sieben Jahre durch Regen und Sonnenlicht,
Und die Straßen wußten mein Glück und sagten es nicht.*

*Es pfeift eine Drossel in Thule am Holderstrauch,
Und hab' ich Land Elend gefunden, so find' ich Thule auch.
Die Drossel weiß meiner Sehnsucht süßesten Reim,
Und alle Straßen im Lande sagen: „Kehre heim!“*

*



Dorfstraße.

Holzschnitt
von
Ernst Jansen.

Abends war es dann eine liebe Stunde unter den Dorfleuten, die mit verlangenden Augen und aufnehmender Seele im verdunkelten Gastzimmer um mich herumsaßen. Ich auf dem altmodischen Ledersofa im roten Lampenschein.

Beim Heimgehen durch den Mondschein meinte einer, ein Buckliger, der lange schweigend geblieben, nachdenklich: „Wenn man sich's recht überlegt, kann man die Märchen so schön auslegen. Ja, wenn man so was hört, da braucht man wirklich nicht ins Kino zu gehen.“

Als ich heimkam, saß die Stube voller Gäste, und ich mußte bei flackernder Kerze am Ofen noch erzählen.

„Das war schön, Sie müssen bald wiederkommen“, hieß es beim Abschied.

*

Wir sollten jeden Morgen beim Erwachen einen Friedhof vor uns sehen! Es ist, als löse sich alle Latkraft in uns noch einmal so stark aus, als dränge sich die Freude am Leben noch einmal so mächtig zusammen. Die große Stille und Einsamkeit, die in solcher Morgenstunde in uns lebt, schwingt wie ein Segen über dem Tag.

Das Haus, in dem ich wohnte, lag auf der Höhe, von der man weit in die Täler und die steigende Bergwelt hineinschauen konnte. Ein Fenster meines Zimmers zeigte morgens täglich das gleiche schöne Bild: Raubreif, die Straße in Windungen und dann die rote Sonne, die in hundert blassen Farben die wallenden Luftvorhänge zerteilte. Durch das andere Fenster schaute der Friedhof. Über die Mauer sprach das große Schweigen.

Es ist immer dasselbe: Wanderungen in kleine Dörfer, verdunkelte, dämmrige Klassenzimmer, tiefe, strahlende Kinder-Augen, Näher-um-mich-herumrücken und zum Schluß atemlos-bittende Stille: mehr!

*

Kleine Dörfer an der tschechischen Sprachgrenze: Jeden Morgen, wenn ich zur Bahnstation ging, sagte ich mir den ganzen Weg lang den Namen des Ortes vor, zu dem ich wollte, zungenbrecherische Namen.

Ein ganz kleines Dorf wartete schon lange vergeblich. Der Landregen wollte nicht nachlassen und den stundenweiten Weg konnte ich dabei nicht wagen. Endlich kam die Sonne. Im Dorf erkannten sie mich gleich. „Sie sind wohl die Märchenfrau? Die Kinder haben schon so gewartet. Alle Tage hatten sie ihre Krone in der Hand und liefen herum und hielten Ausschau, wo Sie herkämen.“

Eine alte Zigeunermutter stand am Weg. Ich sollte das schmutzigste Papier von der Dorfstraße auflesen. Sie wollte mir etwas hineinwickeln, das ich aber nicht sehen dürfe, und dann sollte ich das Papier sieben Jahre lang mit mir herumtragen, ohne es zu öffnen. Es brächte Glück und wäre ein besonderer Talisman, den sie nicht jedem gäbe, versicherte sie geheimnisvoll. Freilich, mein Sauberkeitsgefühl ließ mich lieber auf das „Glück“ verzichten.

*

Sonntag in Maria-Kulm. Früher Herbsttag leuchtete in Schönheit über dem böhmischen Wallfahrtsort. In aller Mund leben die uralten Sagen über seine Entstehung und das wunderfätige Muttergottesbild in der Gnadenkapelle, das uralte, aus Lindenholz geschnitzte Bild.

Frühmorgens, als ich von meinem Fenster herabsah, reges Treiben auf dem Marktplatz vor der Kirche. Buden mit Bildern und bunten Dingen, Obst und Naschwerk, Kerzen und Wachsglieder für die Mutter Maria.

„Die Kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wäckerne Füß' und Hand'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund."

Mittags saß ich im Gasthaus neben einer einfachen Frau. In drei Stunden wollte ich weiterwandern. Und doch! Zwingendes Gefühl ward in mir lebendig. Diesen Menschen mußte ich die „Wallfahrt nach Revelaer“ sprechen.

Ich wandte mich zu der Frau.

„Ja, das müssen Sie uns sagen.“

Aber wie anfangen?

„Sie stellen sich auf den Markt und ich hole die Leute herzu. Ja, natürlich, das tu ich“, meinte sie.

Ich auf dem Marktplatz, im Wanderkleid, den Rucksack neben mir. Die Bäuerin ging herum und lud ein: „Kommen Sie mal, die Frau will Ihnen was sagen.“

Sie kamen, die Leute aus dem Städtchen, die mich kannten — denn gestern hatten die Kinder meine Haustür umlagert, als sie mich in ihre Schule holten —, die Bauern aus der Umgegend und die Pilger, die von weit her gekommen waren.

Zweifel, Neugier. Ich aber sah nur die offenen Herzen, die in den Augen bereit standen, fühlte den leuchtenden Himmel, die warme Herbstsonne, die tausend Farben des Lebens. So — vor mir die Kirche — sprach ich zu der immer mehr anwachsenden Menge. Zuerst das Märchen von der künstlichen Orgel, dann die Ballade von der schönen Agnete. Undächtige Stille um mich wuchs und wuchs. Laut fühlte ich mein Herz im Widerhall der andern schlagen.

Die Wallfahrt nach Revelaer. Frauen, es waren heilige Tränen in euren Augen, wie ihr vorgebeugt lauschtet! Leise nicktet ihr: „Jo, jo, grade so is es.“

Über euer Verstummen, über den weiten Platz hinweg sprach ich noch Geibels begeisternde Worte:

Drum schreiten holde Geister früh und spät

Durchs deutsche Land und pochen an die Türen

Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht . . .

Langsam wandte ich mich und langsam ging die Menge auseinander. Zwei junge Mädchen kamen und drückten mir die Hand: „Danke, tausend Dank!“ Dabei lagen zwei Kronen in meinen Singern.

„Mein, bitte nicht, das dürfen Sie nicht.“

„Ach, wir wollten Sie ja nicht beleidigen. Aber Sie sind doch sicher Wandervogel und kommen aus Preußen. Da wissen wir schon, wie das ist.“

Kein Abendhonorar hat mir je solche Freude gemacht.

Das hier war am schönsten gewesen auf meiner bisherigen Wanderung.

Im Vogtland. Ich ging durch die bergigen Straßen des Städtchens. Überall knipften und grüßten die Kinder und tuschelten: „Du, die Märchenfrau, das is se“ und stießen dabei heimlich ihre Mutter an.

Als ich in der Schule erzählt hatte, kam ein Mädel: „Bitte, nehmen Sie auch Geld?“

„Das mußt du deinem Lehrer geben.“

„Das habe ich schon. Aber ich wollte Ihnen noch was geben, weil's so schön war.“

Ein andres erzählte: „Daheim hab ich die Märchen erzählt, und da hat sich meine Mutter so gefreut, daß sie mir gleich eine Mark für die Sparbüchse geschenkt hat.“

In einem Dörfchen nahmen es zwei Jungen, die in der ersten Reihe saßen, recht ernst. Ich erzählte das Märchen vom Breikessel, in dem die Niede von einem zwölfjährigen Prinzen ist, der heiraten sollte. Da stieß der eine seinen Nachbar an. „Du, da können mir och bald losmachen!“ Als ich dann von der Goldprinzessin erzählte, die über und über vergoldet war, meinte er leise: „Du, die ist am Ende gar bronziert gewesen.“

*

Straßen durch Schlesiens Bergwelt und die Ebene der Oder.

Mein Gastgeber ließ mich in seinem Auto in umliegende Dörfer fahren. Das war auch einmal schön, und die müden Füße waren nicht böse darüber. Schulstuben wechselten mit Waldplätzen und Sälen. Zu- traulich und offen kamen mir Kinder und Erwachsene entgegen, wie kaum anderswo.

Im waldigen Industriegebiet dehnen sich die Bergwerksorte lang zwischen den Bergen. Schön war hier das Volksfest.

Abends vorher ging es in langem Zug durch die Nacht hinaus zum Naturtheater in den Bergen.

Ich auf der Bühne sah nur die hohen Bäume, den silbernen Mondschein und nicht die Hun-

derte von Menschen, die lautlos dazwischen lagerten. In den nächtlichen hellen Schimmer geschmiegt, sprach ich den Prolog im Himmel aus Goethes Faust, Balladen und Märchen.

Ich dachte an einen andern Abend im Harz. Nacht war es auch. Tausend Menschen lagerten am Berggang. Brennende Fackeln um mich. Der norddeutsche Sängler hatte Volkslieder zur Laute gesungen. Ich erzählte Andersens Geschichte einer Mutter. Aus dem Sterneneigen oben am Himmel fiel eine Sternschnuppe mir in das Herz, wie ein Segen.

Anderntags lustiges Treiben auf der schlesischen Bergfest- wiese: Volkstänze, -lieder, Bücherbuden, Kasperle, drüben am Waldplatz die „Märchenhecke“. Da saß ich und erzählte, was ihr haben wolltet: von Zaubern oder Riesen, von Hexen oder Feen, von verwunschenen Prinzen oder Klugen und Dummen. Vorübergehende blieben stehen, lauschten, kamen näher und lagerten sich auf weichem Waldboden, Kinder und Erwachsene, und alle freuten sich.

*

Heimweh.

Von Joseph von Eichendorff.

Wer in die Fremde will wandern,

Der muß mit der Liebsten gehn,

Es jubeln und lassen die andern

Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,

Von der alten, schönen Zeit?

Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,

Wie liegt sie von hier so weit!

Am liebsten betracht' ich die Sterne,

Die schienen, wie ich ging zu ihr,

Die Nachtigall hör' ich so gerne,

Sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!

Da steig' ich in stiller Stund'

Auf den höchsten Berg in die Weite,

Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

*

Teil
Eulenspiegel.



Radierung
von
Cäcilie Graf-Pfaff.

Flaches Oderland.
„Wie lange wollt ihr denn noch zuhören?“ fragte ich, wern ich selbst schon müde wurde.
„Noch lange — noch zehn Stunden!“ schrie einer feuerrot vor Eifer.

„Wollt Ihr, Mann und Frau im Essigkrug' oder, Tölpelhans'?“

„Alle beide!“

Manche verlangten mit seltsam unheimlichen Augen „vom Zauberer“ oder „eine Räubergeschichte“.

Einmal bei Sturm und Regen über Land, dann wieder im ländlichen Gespann durch herbststreifes Sonnenland zu dem entlegenen Dorfschulhaus, wo die Kinder ihre Klassenzimmer mit Grün geschmückt und die Lampen mit buntem Papier verhängen hatten.

Ich erzähle von den Wichtelmännern. Ein winziger Knirps in der ersten Bank ruft: „Ja, die hab' ich gesehen!“ und legt seinen Kopf auf den Arm und schläft beruhigt ein.

Viele, viele Straßen sahen mich noch, im besetzten Gebiet und vor allem in Sachsen.

Manches ist heute anders geworden gegen frühere Jahre. Das Märchen wird in der Schule heute allgemeiner gepflegt. Das Verständnis ist mehr erschlossen.

An die Erwachsenen heranzukommen ist heute schwer. Ich

denke dabei zuerst an das einfache Volk. Zu sehr sind alle eingefangen in nüttschaftlichen Sorgen oder den höheren Anforderungen des Lebens. Doch zuweilen gelingt es.

So hatte ich in vergangenen Sommer in einem sächsischen erzgebirgischen Dorf den Kindern erzählt. Ein kleines Mädel verfolgte mich: „Ach, Sie müssen noch mal erzählen, ich geb' gern noch mal zwanzig Pfennige.“

„Weißt du was“, sage ich, „wenn du heut' abend die großen Leute zusammenholst, komme ich heut' abend vor eure Haustür und erzähle.“

„Wirklich?“

„Sicher!“

„Was kostet das?“

Ich überlege. Ja, warum soll eigentlich die Kunst immer umsonst sein? Schließlich wird sie dann nicht geachtet. Die Menschen auf dem Lande müssen lernen, auch Geistiges zu bewerten.

„Na“, meine ich, „eigentlich kostet es nichts, aber wer was mitbringt, kann es in den Beutel tun. Du darfst einsammeln.“

Hui, wie die Kleine weg war! Das ganze Dorf lief sie entlang und veränderte überall, daß Märchen erzählt würden. Abends war der Besuch freilich spärlich. Immerhin saßen ein paar Bauersfrauen auf der Holzbank vor der Haustür, und die Kinder hatten sich aus möglichen und unmöglichen Dingen

— Brettern, Konservenbüchsen — Sitze geschaffen. Ich thronte auf einem Holzstolz.

„Jetzt sind schon 75 Pfennig drin“, erklärte die Beutelfassiererin stolz, und dann kamen sogar noch 50 Pfennig dazu. „Na, da kann ich ja anfangen“, meinte ich und fühlte einige innere Verwandtschaft mit einem Schmierendirektor.

Die Bauersfrauen hatten so etwas wohl noch nie gehört. Immer mehr kamen noch herzu. Manche standen am Zaun. Und die Männer, die mit ihren Rädern von der Arbeit kamen, blieben auch stehen und lauschten.

*

Ewige Sterne über dem Land. Leuchten über einer Dorfschenke. Um den runden Tisch in der Ecke der nicht eben sauberen Stube setzen sich vier junge Menschen. Bestellen Bier, schweigen vor sich hin. Auf halbblaute Bemerkung verlorene Antwort.

Einer, dunkelhaarig, mit Augen, die auch aus Troß lachen können, reißt das Schweigen auf: „Soll ich was singen?“ Die anderen nicken.

Er hüllt die Gitarre aus grauer Tasche. Stimmt an, singt. Mit brüchiger, ein wenig heiserer Stimme. Doch etwas schwingt mit, etwas Liebes, Vertrautes, etwas, das nur im Volkslied mitschwingen kann, wie es der Gesell dort singt.

Das freimütige Wesen der andern wacht auf.

Wer sind die Burschen? Ihre Sprache ist gut, ihre Kleidung nicht vernachlässigt.

Im Klang des Volksliedes baut sich die Brücke.

Ich lausche und sehe die Gesellen, die ich nicht kenne. „Soll ich Ihnen ein Märchen erzählen?“

Ja, sie rücken zusammen und lauschen wie die Kinder und freuen sich über das Diethmarsche Lügenmärchen. Und dann „Mann und Frau im Essigkrug“. Ja, die wollten immer höher hinaus, bis sie zuletzt wieder im alten Elend saßen.

„So sind wir nicht“, meint der Schwarzhaarige, „wir wollen gar nicht mehr, als wir brauchen“ und singt wieder.

„Ja, wenn wir nur das erst hätten!“ seufzt aus tiefen Gedanken der lange Blonde. Er ist Leipziger und hat ein ernstes Gesicht. „Man wird doch immer älter. Wie soll das werden? Wenn man erst sechsundzwanzig Jahre alt ist, überlegt man sich doch manches.“

Nun weiß ich Woher und Wohin dieser Burschen.

Neben dem Leipziger sitzt einer vom Rhein, harmlos, fast

Kind noch. Der Liedersänger und sein blonder Kamerad mit dem schmalen, klugen Gesicht kommen aus Oberschlesien. Alle wanderten. Die Heimat war hart und gab kein Brot und ließ sie ziehen, um im großen Vaterland Arbeit zu finden.

Draußen vor dem Fenster der Schenke steht das riesige Werk, das sie aufnahm bis vor kurzem, Geburtsstätte des Rades, das mit knatterndem Motor durch die Straßen faust.

Wie ein Symbol: wer nicht mit kann, bleibt liegen und verdirbt!

Vielleicht werden sie wieder wandern müssen, ins Unge- wisse hinaus. Und leise, stockend, auf Befragen, erzählt der dunkle Oberschlesier.

„Oft haben wir nichts zu essen gehabt. Wir wollten nicht betteln. Nur wenn der Hunger zu groß war, haben wir an eine Tür geklopft.“

„Ich ging nicht“, unterbricht der blonde Kamerad, „ich habe ihn immer vorge- schickt und stand wie ein Schatten dahinter.“

„Draußen blieb ich auch nicht stehen“, meint wieder der erste, „ich ging immer in die Stube hinein. Wir sind da meist zu einfachen Leuten gegangen, die waren freundlich und haben uns zu essen gegeben. Oft haben wir im Wald übernachtet. Einmal griff ich unter den Kopf. Ich lag so hart. Da hatte ich Eis in der Hand. Wir haben auch im Schnee gut geschlafen, einmal im strömenden Regen. Es hat uns nichts geschadet.“

Ja, vielleicht werden sie wieder wandern müssen...

Und das Volkslied schweigt und das Märchen.

*

Zum Schluß denke ich noch der altmodischen Schultube im kleinen erzgebirgischen Schulhaus. Ich hatte erzählt. Da drängten sich die Kinder um mich, und alle Hände streckten mir ihre selbstgepflückten Blumen entgegen, aus Feld und Wiese. Wie die Augen strahlten! Und meine beiden Arme konnten den Blumenreichtum kaum fassen, aus dem braune Erde, Himmel und Sonne dufteten, wie die Märchen selber. Und mein Herz konnte die ihm zufließende Liebe kaum fassen.

„Es bauen tausend Hände den Weg in die Unendlichkeit, Es schreiten tausend Füße durch alles schwere Leid der Zeit, Es ringen tausend Atem in heißer Inbrunst sich gewaltig frei.“

Es rütteln tausend Fäuste. Millionenfach durchhallt die Welt ein Schrei.

Und eine stille Quelle rauscht einsam an dem Strom der Welt vorbei.“

VIII/36

Die zwei Gesellen.

Von Joseph von Eichendorff.

*Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.*

*Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Recht's in der Welt vollbringen;
Und wem sie vorübergingen,
Dem lachten Sinnen und Herz.*

*Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.*

*Dem zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.*

*Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in die Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.*

*Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir:
Und seh ich so kecke Gesellen,
Die Tränen im Auge mir schwellen —
Ach Gott, führ' uns liebeich zu dir!*

Worte von Max Eyth.

Stimmungen.

So viel, fast alles im Menschenleben hängt von Stimmungen ab, die nicht das Recht haben, uns zu meistern. Wir sollten es nicht dulden. Das Gefühl, daß all unser Tun kaum der Mühe wert ist, kenne ich nur zu gut, und das Schlimmste ist: es ist etwas Wahres daran. Doch wenn man sich einmal drein gefunden und in den Gedanken ergeben hat, daß all unser Schaffen und Streben die Bewegung eines Tröpfchens im Meer ist, dann geht es auch so. Es ist deprimierend; gewiß. Allein, das Tröpfchen, mit Milliarden multipliziert, hat doch auch seine Aufgabe, sein Recht und seine Pflicht.

Stimmungen; nichtswürdige Stimmungen! Dagegen gibt es nur ein Mittel: mit zusammengebissenen Zähnen gegen den Strom schwimmen, in den uns das Leben geworfen hat. Taten! Wenn sie auch noch so klein und unbedeutend sein mögen, wenn sie uns nur das Gefühl geben, etwas zu schaffen, und den Trost, etwas geschaffen zu haben. Das wird wohl daher kommen, daß wir alle ein Fünkchen des großen Schöpfers in uns haben, das nicht stirbt und uns keine Ruhe läßt.

Arbeit.

Ich suche umsonst nach einem Beispiel, das mir zeigt, wo der Geist des Abgekehrtseins von der Arbeit, vom Leben, von der Welt die Früchte bringt, die man ihm nachrühmt. Unsere nächsten Pflichten liegen auf dieser gottgeschaffenen, wenn auch oft genug gottverlassenen Erdkugel. Sie ehrlich zu erfüllen, soweit es geht, ist vielleicht der beste Gottesdienst. Klein ist freilich alles, was wir tun, verächtlich klein; aber es sind Millionen, die mithelfen an den großen Aufgaben der Menschheit. Das multipliziert sich, und es ist nur unsere persönliche Eitelkeit, die sich darüber ärgert.

Betätigung.

Ob es klüger ist, sich dem weiteren oder engeren Kreise zu geben, das entscheidet wohl auch nicht die freie Wahl, sondern die innere Notwendigkeit, mit der wir auf die Welt kommen, und die den einen dahin, den andern dorthin weist. Gut, daß es so ist; denn zu wenige gingen sonst ins Weite. Es ist ihnen allzu selten gegeben, mit Befriedigung auf das zurückzublicken, was sie leisten konnten, und man merkt das bald genug. Auf kurze Zeit trägt sie die Woge des Lebens, und plötzlich zieht die Flut weiter, die sie zu treiben meinten, und sie fühlen, daß sie versinken. Die Geschichte des Tropfens im Ozean. Und doch haben sie vielleicht das ihrige getan. Sollte dies nicht genügen im Kleinen und Großen, im Engen und Weiten?

Gesellschaft.

Das ist das Schlimmste größerer Gesellschaften: man schämt sich nicht, die schlechtesten Witze, die jedermann hundertmal gehört hat, laut und lärmend auszusprechen, und ist sicher, dankbare Zuhörer zu finden. Je größer die Gesellschaft, um so schlechter darf der Witz sein; je schlechter der Witz, um so größer die Dankbarkeit.

Mechanische Wärmetheorie.

Ein wundervolles Gewebe von physikalischen Tatsachen und philosophischen Gedanken. Während man dem geheimnisvollen Leben von Kräften im Innersten der Stoffe nachspürt, das unfaßbar Unendlich-Kleine fühlt, greift und mißt, vergeistigt sich uns die Materie sozusagen unter den Fingern. Es handelt sich hierbei nicht um phantastische Theorien, sondern um trockene Tatsachen, und es packt mich ein leiser Schauer, wenn mir aus dem tiefsten, geheimnisvollen Grunde der materiellen Natur dieses fast immaterielle Leben entgegentritt. Alles webt und lebt, zittert und schwingt in den unendlichen Massen des unendlich Kleinen, in diesem Augenblick in der Form von Hitze, im nächsten als Elektrizität, wieder im nächsten als plumpe, greifbare, ich möchte sagen: menschengewordene Kraft. Ist es das molekulare Leben des Weltgehirns? Sind wir daran, dem großen Pan in den Nerven zu wühlen; ist es etwas vom Urgeist der Schöpfung, der in den ruhelosen Milliarden von Atomen fortzittert?

Wir Ingenieure.

Das haben wir Ingenieure vor andern Menschen voraus: unsere Geister kommen nicht aus der Welt, die war, sondern aus der, die sein wird.

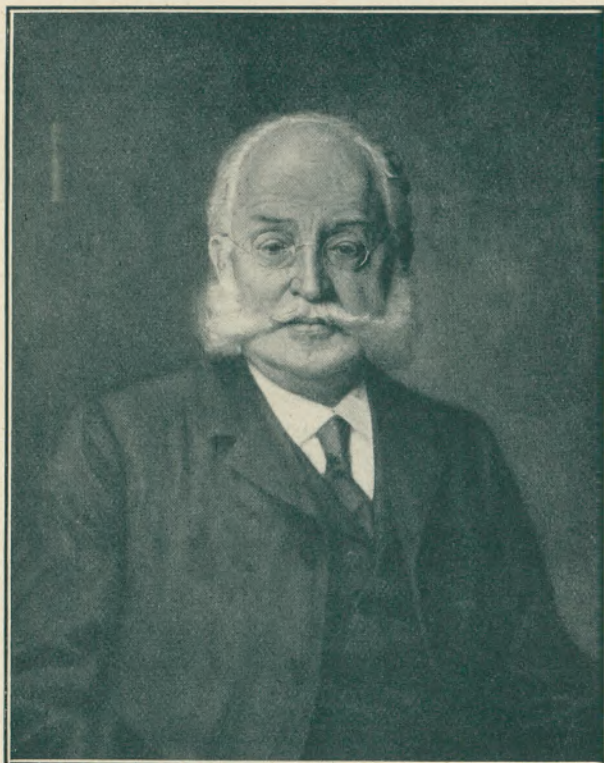
In keinem Berufe ist die Unwahrheit, die Lüge so sicher, bestraft zu werden, wie bei uns. Ein Arzt kann Tausende zu Tode kurieren und in Ehren begraben werden, ein Gelehrter mag die größten Irrtümer durch ein Menschenalter siegreich vertreten, ehe sie als solche erkannt werden, ein Jurist kann sich einen glänzenden Namen erwerben in der Verteidigung des Unrechts. Einen Ingenieur, der sich gegen die Wahrheiten der Festigkeitslehre versündigt, zermalmt sein eigener Frevel, ehe er halb begangen ist. Selbst ein technisches Wagnis, das ein moralisch Schuldloser auf falscher Grundlage aufbaut, bricht so sicher in sich selbst zusammen, daß es keine poetische Gerechtigkeit schöner und glatter fertigbrächte. Wir sind unerbittlich an die großen, ewigen Gesetze der Natur gebunden und müssen wahr sein, ob wir wollen oder nicht. Daran also kann der Fehler nicht liegen.

Es steckt viel Menschliches in einem Ingenieur, was die Welt außer unsern Kreisen erst noch zu lernen hat.

Max Eyth.

Zu seinem 25. Todestag am 25. August 1931.

Von Dr. Karl Fuß.



„Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft, Berlin“

Daß das Schwabenland mit einer großen Zahl berühmter Denker und Dichter aufzuwarten vermag, ist bekannt und „fällt dort nicht auf“, um ein Wort Fr. Th. Vischers zu zitieren. Darüber vergißt man aber leicht, daß dieser Volksstamm auch Männer hervorgebracht hat, deren Namen im Bereich der Naturwissenschaften, der Volkswirtschaft, der Technik guten Klang haben. Da ist Friedrich List, der geniale Vorkämpfer für ein deutsches Eisenbahnsystem, ist der Arzt Robert Meyer, der Entdecker des Wärmeäquivalenzgesetzes, und da ist Zeppelin, einst der „verrückte Graf“, später der vielleicht populärste Mann des Erdballs.

Und da ist Max Eyth, der begnadet war, ein hervorragender Ingenieur und zugleich ein bedeutender Dichter zu sein. Zeit seines Lebens, als Knabe wie als Greis, hat er technische und künstlerische Begabung vereinigt. Sproß einer altwürttembergischen Gelehrtenfamilie, ist er in jener Atmosphäre der „humanistischen Bildung“ aufgewachsen, die un'eren besten Köpfen noch je und je unschätzbare Werte ins Leben mitgab. Allerdings hat schon der vierzehnjährige Schüler des Klosterseminars Schöntal, an dem sein Vater als Professor der alten Sprachen wirkte, Cicero und Xenophon sträflich vernachlässigt und dafür kleine selbstkonstruierte Eisenhämmer in einem Waldbach in Betrieb gesetzt! Man wird seinem Vater Dank wissen, daß er, wenn auch schweren Herzens, seinem Sohne die Erlaubnis zum technischen Studium gab — es mochte immerhin als eine Art Familienschiande gelten, daß er der ehrwürdigen Tradition zum Trotz nicht Pfarrer oder Präzeptor wurde, sondern „nur“ Ingenieur!

1852 durfte er das Stuttgarter Polytechnikum beziehen. Aber — und das ist bezeichnend — trotz seiner Maschinenbegeisterung geht er nicht im Technischen oder vielmehr im Äußeren der Technik auf; Blut und Erziehung drängen ihn zu einer philosophischen Erfassung der Welt, und so hält z. B.

der achtzehnjährige Student im Kreise seiner Kommilitonen einen erstaunlich reifen Vortrag nicht etwa über Lokomotiven oder trigonometrische Probleme, sondern über „Natur und Freiheit“. Und der neunzehnjährige Praktikant der Göbbelschen Maschinenfabrik in Heilbronn verklärt sich langweilige und mühselige Fräsarbeiten mit Versen, den späteren „Liedern am Schraubstock“. Und mutet es nicht fast komisch an: der junge Ingenieur der Fowlerschen Fabrik in Leeds beschäftigt sich gerade im Auftrag einer Heimatbehörde mit einem Aufsatz über Wasserklosetts, als das erste Exemplar seines Jugendepos „Volkmar“ bei ihm eintrifft!

Rund zwanzig Jahre reist er dann im Dienste der genannten englischen Firma durch die ganze Welt als Pionier technischer Erfindungen, gewinnt aus ägyptischem Ödland ertragreiche Baumwollfelder, veranstaltet Dampfpflugwettrennen in Louisiana, ist heute in Peru, morgen in Algier oder Rußland, Abenteuer und Gefahren aller Art kreuzen seinen Weg — und während dieser beiden Jahrzehnte schreibt er Briefe nach Hause, in denen unverkennbar ein Künstler sich über die Welt und ihre Probleme ausspricht. Aber erst an seinem Lebensabend, den er in der Schwabenheimat verbrachte, schenkt er seinem Volke die Bücher, die in Hütte und Palast mit gleicher Freude aufgenommen wurden und immer noch werden: den „Schneider von Ulm“, in dem ein tragisches Erfinderschicksal mit so viel Anteilnahme und Humor gestaltet wird, dann den „Kampf um die Cheopspyramide“ mit den hinreißenden Schilderungen aus Ägypten, und schließlich seine wesentlich autobiographischen Skizzen und Erzählungen unter dem Sammeltitle „Hinter Pflug und Schraubstock“, die eines der populärsten Bücher des gesamten deutschen Schrifttums überhaupt geworden sind. Wie charakteristisch ist es übrigens wieder für Eyth: als der Siebzigjährige, der geadelte Geheimrat, an seinem „Schneider von Ulm“ arbeitet und mit der Schilderung der Schneiderumwelt nicht ganz zurechtkommt, da besinnt er sich nicht lange und setzt sich wochenlang in einer Ulmer Schneiderwerkstatt fest, wo er im Grätschisch in die Mysterien des Handwerks eindringt!

Im „Verein Deutscher Ingenieure“ hat Eyth einmal einen Vortrag „Poesie und Technik“ gehalten, der heute noch lesenswert ist, wo man technische Dinge als dichterische Vorwürfe längst anerkannt hat und im Knattern der Motoren und Rollen, im Schwirren der Krane die göttliche Melodie der Urkräfte hört und ehrt. Damals war ein solches Bekenntnis eine Tat.

Es fehlte ein wesentlicher Zug in Max Eyths Bild, gedächten wir seiner nicht auch als eines Sozialpolitikers von Rang. Ist er doch — gegen welche Schwierigkeiten er sich dabei durchzusehen hatte, lese man „Im Strom unserer Zeit“ nach — der Organisator der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft“, die in ihm ihren ersten Präsidenten ehrt. Deutsche Landwirte aller Parteien wurden durch ihn zu gemeinsamem Wirken im Sinne staatlicher Unabhängigkeit und der Selbsthilfe zusammengefaßt.

Die Eigenschaften seines Stammes waren in ihm bei aller Weltläufigkeit deutlich ausgeprägt. Schwäbisch ist die Zähigkeit, mit der er, gleichgültig gegen körperliche und andere Beschwerden, dem einmal gesteckten Ziele nachging; alemannisches Erbteil auch ist sein Drang in die Ferne bei aller Liebe zur Heimat, schwäbisch schließlich ist seine dem Religiösen zugeneigte Besinnlichkeit und nicht zuletzt sein herrlicher Humor.

Ein Mann — nehmt alles nur in allem! —, dem das deutsche Vaterland über das Grab hinaus Dank schuldet.

Die Rundschau

Opferbereitschaft ist die erste Grundlage eines Wiederaufstiegs.

Aus dem „Industrieblatt“ Stuttgart.

Wir alle sind zu größten Opfern bereit. Es muß aber die Überzeugung geweckt werden, daß eine entschlossene Führung besteht und nicht alle Opfer in ein Faß ohne Boden fließen. Nur dann können wir hoffen, nach Jahren der Entbehrung durch eine zielklare, harte und entschlossene Regierung nach oben geführt zu werden.“

So der bekannte Wirtschaftsführer Dr.-Ing. Fritz Springorum, Vorsitzender der Tagung des Langnamvereins in Düsseldorf.

Die Großindustrie, über welche man oft in der Masse des Volkes infolge der Tätigkeit einer zersetzenden Presse zu spötteln wußte, hat doch ihr Wort gehalten. Über tausend große deutsche Firmen übernahmen in der Stunde der Not, als die Devisenansprüche an die Reichsbank immer noch nicht nachlassen wollten, eine Ausfallbürgschaft von 500 Millionen Reichsmark. Damit soll der von der Reichsbank kontrollierten deutschen Golddiskontbank die Möglichkeit geboten werden, Anleihen und Kredite zu angemessenen Bedingungen vom Ausland zu erhalten. Durch dieses opferbereite Vorgehen wird zweifellos das Vertrauen des Auslandes gestärkt und die Überzeugung von der Tatbereitschaft der deutschen Wirtschaft geweckt. Weitere Kreditkündigungen werden voraussichtlich dadurch vermieden und dem Devisenabfluß Einhalt getan.

Unter den Unterschriften entdecken wir neben den deutschen Großbanken erste Industrieunternehmen von Rang und Namen, wie Fried. Krupp AG., Essen, Vereinigte Stahlwerke AG., Gutehoffnungshütte AG., Demag, Duisburg, Siemens & Halske und Siemens-Schuckertwerke, Berlin, AG., Berlin, J.G. Farbenindustrie AG., Frankfurt, Humboldt-Deutz-Motoren AG., Köln, Eisen- und Stahlwerk Hoersch AG., Bochum, Altköner-Werke AG., Gelsen & Guilleaume, Carlswerk AG., Köln, Osram G. m. b. H., Rhein-Westf. Elektrizitätswerke AG., Essen, Hapag, Norddeutscher Lloyd und verschiedene andere mehr.

In Stunden schwerster wirtschaftlicher Gefahr, als — technisch gesprochen — die Kriessgrenze erreicht und wir kurz vor dem Bruche standen, hat so aus freiwilligen Entschlüssen die deutsche Wirtschaft dem Reiche nachhaltige Hilfe gebracht.

Unwillkürlich wird man bei diesem Vorgang an die Vorschläge erinnert, die Ingenieur Wilhelm Göß in seinem Buch „Der Weg zur deutschen Rettung“ und in seinem „Aufruf an das deutsche Volk“ in Vorschlag bringt. Er schreibt:

„Der Weg zur deutschen Rettung“ von Wilhelm Göß. Preis brosch. 1,50 RM.
„Aufruf an das deutsche Volk“ von Wilhelm Göß. Preis — 30 RM.

„Es gehört Mut zur Wahrheit und Opfersinn dazu, den deutschen Rettungsweg zu gehen, aber es bleibt nur die Wahl: Opfer zu bringen oder unterzugehen!“

Reparationszahlungen erschweren die deutsche Wirtschaftskrise



Eine der Hauptursachen der deutschen Wirtschaftsnote.

In den Tagen der Londoner Konferenz haben wieder führende Wirtschaftsführer Englands betont, daß nur durch die Streichung der Reparationen Deutschlands Wirtschaft der Wiedergesundung entgegengeführt werden könnte. Wir haben auf unserem Schaubilde gezeigt, daß jeder Ausfuhrüberschuß, den Deutschland erzielt, bisher für Reparationszahlungen ans Ausland abgegeben werden mußte, daß aber Deutschland dadurch nicht in der Lage war, seinen ausländischen Zinsverpflichtungen nachzukommen. Dabei hat Deutschland diese großen Summen der Auslandsanleihen nur aufgenommen, um die Reparationen ans Ausland zahlen zu können. Nie darf man dabei vergessen, daß Deutschland nach niedrigsten Schätzungen 35 bis 40 Milliarden Reichsmark an Reparationen (ohne die Verluste des Versailler Vertrages) ans Ausland gezahlt hat.

In Vorschlag bringt er daher:
„Erhebung eines Notopfers aller großen Vermögen über eine halbe Million Mark. Schaffung eines Dauersfonds durch die Reichsbank (zusammen mit der Aufbauanleihe, den übernommenen Aktien und Obligationen) zur Finanzierung des Aufbauprogramms und Kreditgewährung an Handel, Gewerbe und Industrie. Bildung einer Notkommission mit persönlicher Haftung des Vorsitzenden und jedes einzelnen Mitgliedes, die folgende Aufgaben zu erfüllen hat:

1. Entwicklung und Finanzierung eines zwanzigjährigen Bauplanes zur Erstellung von jährlich 750 000 Wohnungen. Dezentralisierung und Auflockerung der Städte. Bildung eines Fonds von etwa 15 Milliarden aus Notopfer und Aktienübernahme.
2. Entwicklung eines zwanzigjährigen Bauplanes zum Ausbau der Straßen, Kanäle, Brücken, Kraftwerke, Bahnen. Finanzierung und Arbeitereinstellung.
3. Entwicklung der deutschen Kapitalbildung für den Zinsendienst und Abtragung der Auslandsschulden. Kauf der Aktien, die sich in den Händen des ausländischen Kapitals befinden. Regulierung von Ein- und Ausfuhr; Sicherstellung der Ernährung durch Handelsverträge mit Agrarländern. Erreichung eines Ausfuhrüberschusses. Ziel: innerhalb zehn Jahren ist Deutschland schuldenfrei!
4. Überwachung des Umwandlungsprozesses; Sorge, daß jeder Deutsche Arbeit erhält. Steigerung der deutschen Kapitalbildung, des Nationalvermögens und des Durchschnittseinkommens jedes Deutschen!
5. Durchführung der Verwaltungs-kosten auf den Vorkriegsstand.
6. Umwandlung aller Pensionskassen — Versicherungen —, sozialen Einrichtungen in eine Reichsfürsorgeanstalt, die jeden Deutschen in Not, Krankheit und Alter unterstützt!
7. Unterstützung der Klein- und Mittelbetriebe in der Landwirtschaft. Gesunde Agrarpolitik.
8. Schaffung eines Gesetzes mit befristeter Zurückführung der nach dem Auslande geflüchteten

Vermögen. Verwendung dieser Beträge für eine deutsche Aufbauanleihe. In der Wirtschaft befinden sich viele fähige Köpfe, die manche staatspolitische Aufgabe besser lösen würden als die heutigen Parlamentarier.

denen meistens der Kontakt mit dem Volke fehlt. Es wäre Sache der Regierungstellen, von oben her eine bessere Verbindung herzustellen und bewährte Männer aus der Wirtschaft mit staatspolitischen Aufgaben zu betrauen.

Es stimmt nicht, wenn man dem Arbeiter weismacht, daß nur er allein arbeitet, da ja Techniker und Unternehmer nicht nur mehr, sondern intensiver und verantwortlicher im Wirtschaftsprozeß tätig sind. In der Wirtschaft gibt es Führerarbeit, also geistig schöpferische Tätigkeit und Ideen, die in die Praxis umgesetzt werden müssen, und ausführende Arbeit. Die Arbeiterschaft muß sich also von dem Wahn trennen, daß alles von ihr allein abhängt. Wohin das führt, sehen wir in Rußland, wo man jetzt endlich einseht, daß es ohne Wirtschaftsführer und Ingenieure nicht geht.

Um den Betrieb im Innern des deutschen Staates rationell zu gestalten, ist höchste Sparsamkeit notwendig. Diese ist durch die Vereinfachung der Verwaltung in die Tat umzusetzen.

Können wir verarmten Deutschen es uns leisten, außer der Reichsregierung und dem Reichstag noch zwei Duzend Regierungen und Ministerien und Landtage zu erhalten? Aber ein neuer Geist muß Einzug halten! An Stelle verknöchelter Erstarrung im Schema muß die Lebendigmachung der Kräfte gelten."

Jetzt gilt's, der ungeschminkten Wahrheit in die Augen zu sehen. Niemals wieder darf dem Volk Sand in die Augen gestreut werden, um es über die wirkliche Lage hinwegzutäuschen, in der wir uns heute noch trotz des Feierjahres befinden. Der Staat muß endlich aufhören, eine Versorgungsanstalt zu sein. Die allzuoft verschobenen Reformen im Innern sind nun durchzuführen. Verwaltungsreform, Reichsreform, Reform der Sozialversicherungen bilden das Gebot der Stunde.

„Dreierlei Wege, Flug zu handeln“, so sagt Schopenhauer, „hat der Mensch. Durch Nachdenken, das ist der edelste. Durch Nachahmen, das ist der leichteste. Durch Erfahrung, das ist der bitterste.“ Müßten wir denn immer wieder den bittersten gehen?

Die Fremdenlegion wirbt wieder.

Zehn

Düsseldorfer verschwunden. Der Brief eines bedauernswerten Düsseldorfer Rekruten.

Aus einem Artikel in den „Düsseldorfer Nachrichten“.

Die Bundesleitung des Schützerverbandes gegen die Fremdenlegion teilt uns mit, daß nach fast zweijährigem Stillstand die Anwerbungen für die französische Fremdenlegion jetzt im Rheinland und auch in Düsseldorf in verstärktem Maße wieder eingesetzt haben. In den letzten Tagen haben sich die Fälle in Düsseldorf leider vermehrt, daß junge Leute — die Arbeitslosigkeit bringt sie dazu — sich anwerben ließen; aus der Lachener Straße (aus einer!?) Straße sind allein 10 junge Männer in die Fremdenlegion verschwunden.

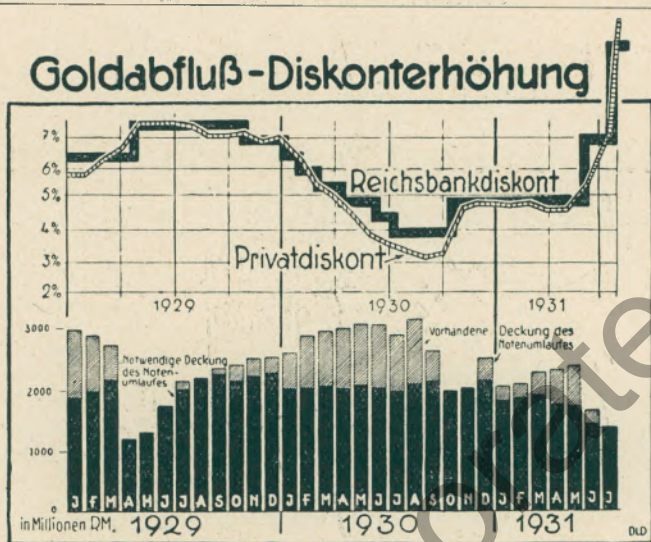
Es ist eigentlich schon zu oft gewarnt worden, um noch einmal zu wiederholen, was den Jungen in der Fremdenlegion blüht. Mehr als alle Worte der Warnung sagt da ein Brief eines Düsseldorfers, der in die Fremdenlegion geriet, was den Deutschen widerfährt, wenn sie den unbedachten Schritt tun. Wir bringen aus dem Brief die wichtigsten Stellen:

„Hospital, 2. Juli 1931.

Liebe Eltern! Ich bin jetzt vier Monate in der Legion, warum ich nicht geschrieben habe, das hat seinen Grund darin, drei Monate ist hier die Ausbildung, das ist die schwerste Zeit, die man in der Legion durchzumachen hat. Warum soll ich schreiben, wenn es mir dreißig geht. In Deutschland habe ich keine Ausdauer gehabt, hier wird sie mir beigebracht. Der Dienst ist hier von 4.30 Uhr morgens. Man macht sein Bett, putzt seine Stiefel und wäscht die Stube. Dann steht man stillgestanden vor seinem Bett, bis der Sergeant kommt, der ein Herrgott hier ist und sieht jeden genau an und wehe, wenn etwas fehlt. Der Dienst dauert bis um 10 Uhr vormittags mit je 10 Minuten Pause, um 3 Uhr fängt er wieder an. Einmal in der Woche machen wir einen Marsch von 30 bis 40 Kilometer. Wenn wir zurück-

kommen sind wir schweißbedeckt, das Gesicht mit einer dicken Salzkruste überzogen. Die Füße voll Blut, das Gepäck ist schwer und wenn einer schlapp macht, dann muß man auch dessen Gewehr tragen.

Wir bekommen hier als Lohn jeden Tag 25 Cent, das sind alle 14 Tage 3.75 Frank, das sind 0.56 RM. Dafür kaufe ich mir vier Pakete Zigaretten à 90 Cent, das sind 100 Zigaretten, damit reiche ich zwei bis drei Tage, denn nirgends auf der Welt wird soviel geraucht wie hier. Wer weiß, ob er am anderen Tag oder in der Nacht auf der Wache nicht abgestochen wird. Am 1. Juli hatte ich Wache am Pulverturm. Die zwei Mann, welche auf Wache am kleinen Quartier standen, sind erstochen worden, mir ist nichts passiert. Ich habe hier auch den J. getroffen, der geht nach Marakech in Marokko. Ich habe mich auch freiwillig gemeldet für Marokko, bin aber krank geworden. Habe zehn Tage Einzelhaft im Hospital gelegen, ohne Essen und Milch; sie meinten, ich wäre ein Simulant und wollte meine Krankheit nur vortäuschen. Der Korporal sagte, ich hätte einen harten Kopf aber er kriegte mich schon klein. Ich wundere mich selbst, woher ich die Energie nehme, um das auszuhalten.“



Zu den deutschen Geldschwierigkeiten.

Die Rückziehungen der vom Ausland kurzfristig geliehenen Gelder aus Deutschland haben den Goldvorrat der deutschen Reichsbank von etwa 2 1/2 Milliarden im Sommer letzten Jahres auf etwa die Hälfte verringert. Da die deutschen Banknoten nach dem Bankgesetz im allgemeinen 40prozentig gedeckt sein müssen, so war die Reichsbank durch diese Goldabflüsse gezwungen, die Kredite an die deutsche Wirtschaft zu drosseln, um dadurch den Geldumlauf zu verringern. Dies geschieht nun dadurch, daß die Zinsen für die von der Reichsbank ausgeliehenen Gelder, der Diskontsatz, erhöht wird. Vorübergehend hat nun die Reichsbank die Deckung unter 40 % herabgesetzt. In der Vorkriegszeit war das Geld überhaupt nur mit 33 1/3 % gedeckt, und das Bankgesetz sieht vor, daß die Deckung herabgesetzt werden kann, wenn der Diskont nach bestimmten Sätzen erhöht wird (bis 32 % Deckung 10 % der Reichsbankdiskont). Dabei muß von der über die Deckungsquote hinaus ausgegebenen Geldsumme eine Steuer an das Reich bezahlt werden. Völlig abwegig wäre es, aus dieser banktechnisch gesetzlich zulässigen Maßnahme irgendeine Befürchtung für die Stabilität der Währung abzuleiten.

dieser Halle behauptet hat, daß sie die schönste ihrer Art sei — auf der ganzen Welt ...

Frankfurt ist in der Tat um eine Sehenswürdigkeit reicher. Aber diese Sehenswürdigkeit hat ihre Kehrseite: der Kostenpunkt. Und diese Kehrseite interessiert vor allem die beitragszahlenden Mitglieder der Ortskrankenkasse. 3.2 Millionen RM. sollte der Neubau ursprünglich kosten. Aber dann wurden, noch ehe das Projekt angefangen war, schon Erweiterungen gefordert. Heute stellt sich der Bau mit den dazugehörigen Wohngebäuden, Garagen und sonstigen Anbauten (z. B. einer eigenen Wäscherei) bereits auf 4.75 Millionen RM. Ganz zu schweigen von den gesteigerten Verwaltungskosten, die der Riesenbau mit seinen vielseitigen Einrichtungen zweifellos zur Folge hat. War überhaupt ein Neubau nötig, hätte nicht der Erwerb eines der zur Zeit leerstehenden großen Geschäfts- und Verwaltungsgebäude denselben Zweck erfüllt?

Das neue Ortskrankenkassengebäude krankt an einer Übertreibung im Räumlichen und in der technischen Ausstattung. Im Räumlichen: War ein besonderer Vortragsaal nötig, der mit einem besonderen Lichtbildapparat ausgestattet wird? Waren zwei besondere Sitzungssäle erforderlich, dazu noch vollkommen mit Sperrholz ausgekleidet? Wird überhaupt diese Fülle von einzelnen Zimmern und Räumen jemals voll ausgenutzt werden? Kommen wir zur technischen Ausstattung! Ein Beispiel für viele: Jeder Vertrauensarzt hat neben einer Reihe von Lichtsignalfellen eine Notrufanlage, ja sogar einen Feuermelder (!) auf seinem Schreibtisch! Ohne von seinem Platz aufzustehen, öffnet er durch Druck auf einen Knopf die Tür der Auskleidekabine, um den Patienten eintreten zu lassen, dessen Anwesenheit ihm ein Lichtsignal

Wie man mit dem Geld der Versicherten haust.

Die Frankfurter Ortskrankenkasse hat ein neues Verwaltungsgebäude erstellt. Der „Frankfurter Generalanzeiger“ schildert den Prachtbau mit folgenden Worten:

Schreckt das monumentale Bauwerk die viergeschossige Mainfassade, streckt sich gewaltig — 180 Meter — in die Länge. Wohltaend in der klaren, einfachen Linienführung. Ganz Zweck. Und doch Ästhetik im Zweck. Der selbe Eindruck im Innern: imponierend im Dimensionalen, schön in der ungezierten Strenge des architektonischen Aufbaus, in der höchsten Zweckbetonung auch bei der kleinsten Einzelheit. Am stärksten ist dieser Eindruck in der großen Schalterhalle, Zentrale und gleichzeitig Prunkstück des Ganzen. Ein Triumph der Innenarchitektur. Jetzt, in seiner unberührten Stille, geradezu feierlich wirkend. Fast zu schön, um von hastenden, redenden und rechnenden Menschen betreten zu werden. Die Decke ganz aus Glas, durch die das Licht in verschwenderischer Fülle, in blendendem Weiß flutet. Zwischen gewaltigen rechteckigen Säulen reihen sich zu beiden Seiten die zweiundzwanzig Schalter, offen und frei. Es ist bezeichnend, daß ein Fachmann von

angezeigt (die Direktoren der Robert Bosch A.-G. begnügen sich mit einem Fernsprechapparat und einer elektrischen Klingel). Allein die elektrischen und Rohrleitungen, die zu einem guten Teil durch eine solche Überspitzung der Betriebsrationalisierung nötig geworden sind, verschlingen ein Vermögen, so zweckmäßig sie auch verlegt sein mögen. Man höre und staune: rund 60 Kilometer Rohrleitungen (die elektrischen Leitungen also ausgeschlossen) liegen allein in den Kellerräumen, rund 90 Kilometer im ganzen Gebäude. Eine Länge, die der Strecke Frankfurt—Heidelberg entspricht. Auch die technische Zentrale, von der aus das Wunderwerk von Ent- und Belüftungs-, von Wasser-, Gas-, Preßluft-, Stark- und Schwachstromanlagen dirigiert wird, ist mit allen Schikanen ausgestattet. So kann man hier z. B. durch einfachen Druck auf einen Knopf die Temperatur auch im entferntesten Winkel des Riesenskomplexes ablesen.

Alles in allem: Das neue Ortskrankenhausgebäude zeugt von großem Können des ausführenden Architekten, aber von wenig Verständnis des Bauherrn für die Notlage der breiten Masse der Bevölkerung, mit deren Groschen der Riesenbau ja schließlich finanziert wird."

Dr. Criles lebensähnliche Zellen.

Aus einem Artikel des wissenschaftlichen Schriftstellers Dr. Frank Thone in „The Literary Digest“, Newyork.

„Leben sie wirklich?“ Das ist die Frage, die von Hunderten von Menschen gestellt wird, angesichts der seltsamen kleinen gallertartigen, den wirklichen Zellen in ihrem Aussehen erstaunlich ähnlichen Substanzteilchen, die im Blickfeld des stark vergrößernden Mikroskops erscheinen.

Der „Zauberer von Cleveland“, der sie geschaffen hat, der Chirurg Dr. Crile, bejaht diese Frage nicht. Und doch haben diese künstlich fabrizierten Substanzen so viele charakteristische Lebensmerkmale an sich, daß sie geradezu unheimlich wirken.

Schon seit den Tagen der Antike hat das Problem der Erschaffung des Lebens durch Menschenhand ebensolche Anziehungskraft auf die Forscher ausgeübt wie die Suche nach dem „Jungbrunnen“ oder die Umwandlung unedler Metalle in Gold.

Aber erst mit der modernen Entdeckung, daß alles Leben auf einer als Protoplasma bezeichneten halbflüssigen, dem Eiweiß eines rohen Eis ähnlichen Substanz beruht, konnte eine wissenschaftliche Schule von Experimentatoren sich bilden, die systematisch an die Erschaffung des Lebens im Laboratorium heranging. Aber selbst die Ehrgeizigsten unter ihnen beschränkten sich auf den Versuch, künstliches Protoplasma herzustellen; die verständige Mehrheit begnügte sich schon damit, verschiedene Arten komplizierte Gallerte und Flüssigkeiten zusammenzustellen und die mehr oder weniger lebensähnlichen Reaktionen der sich ergebenden Tropfen, Fäden und Kristalle zu beobachten.

Dieser verständigen Mehrheit gehören Dr. Crile und seine Mitarbeiter an. Sie behaupten nicht, daß die aus ihren Experimenten hervorgegangenen „Zellen“ tatsächlich lebendig sind. Was sie behaupten, ist, daß diese mikroskopischen Substanzteilchen einige der mechanischen und chemischen Eigenschaften besitzen, die man bei der wahrlich viel komplizierteren Lebenssubstanz, dem Protoplasma, vorfindet.

Sie haben eine eindrucksvolle Liste von Dingen aufgestellt, die ihre „Zellen“ aufweisen bzw. tun können. Sie wachsen dadurch, daß sie aus der

sie umgebenden Flüssigkeit Proteine „essen“ oder in sich aufnehmen. Sie spalten sich zuweilen in zwei gleiche Hälften, und manchmal stößt eine „Zelle“ ein kleineres Teil ab, in ähnlicher Weise, wie Hefezellen ihre Tochterzellen bilden. Durch Veränderung des Säuregehaltes ihres Bades kann man manche „Zellen“ dazu bringen, ihre runde Gestalt aufzugeben und sich durch lappenförmige Fortsätze, die der Hauptkörper ausstreckt und wieder einzieht, fortzubewegen. Hierin gleichen sie den Amöben, die zu den niedrigsten Tierarten gehören.

In der Mitte jeder dieser lebensähnlichen Tropfengebilde befindet sich

eine dunkle Masse, die dem Kern der echten Zelle ähnlich sieht. Einige der künstlichen „Zellen“ haben viele solche „Kerne“. „Künstliche „Zellen“ dieses Typs“, sagt Dr. Crile, „haben einige der böseartigen Eigenschaften der Krebszellen an sich.“

Wie in ihrem Aussehen gleichen die künstlichen Zellen auch in ihrem Verhalten den wirklichen Zellen. Das bemerkenswerteste ist vielleicht, daß sie atmen, d. h. Sauerstoff aufnehmen und ungefähr dieselbe Menge Kohlenoxyd wieder von sich geben. Atmung ist von jeher als das Monopol lebender Organismen angesehen worden. Und diese „Zellen“ atmen nicht allein; ihr Atemtempo verändert sich je nach dem Stande ihrer „Gesundheit“: es wird durch Hinzutreten eines auf die Tropfengebilde zerfallend wirkenden Stoffes ungünstig beeinflusst.

Und weiter: Die „Zellen“ können vergiftet werden. Es gibt eine lange Liste von Chemikalien, die ihnen Schaden zufügen und sie schließlich „töten“. Einige dieser Chemikalien wirken auch auf Pflanzen und Tiere als Gift. Die Liste schließt Strychnin, Morphin, Zyanide und starke Alkohollösungen ein.

Andere Stoffe dagegen, wie z. B. Alkohollösungen von ungefähr derselben Stärke wie Bier, schwache Konzentrationen von Strychnin und Lösungen von Natriumjodid und Thyroxin wirken stimulierend.

Das Geheimnis der „Zellenphysiologie“ dieser gallertartigen Tropfen scheint darin zu liegen, daß sie elektrisch geladen sind. Es besteht ein Potentialgradient zwischen den inneren und äußeren Teilen, der zunimmt, wenn das Geschöpf sich „in guter Gesundheit“ befindet, und abnimmt, wenn es „krank“ ist. Die Sauerstoffaufnahme steigt und fällt mit dem elektrischen Potential. Wenn die Potentialdifferenz auf Null fällt, so ist die „Zelle“ tot.

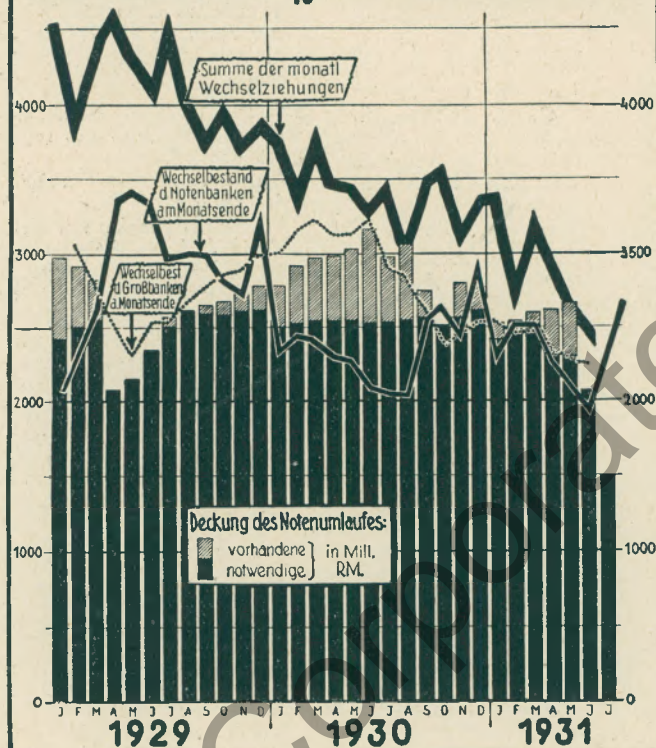
Niemand kennt die chemische Formel für Protoplasma. Höchstwahrscheinlich handelt es sich gar nicht um eine Formel, sondern um eine ganze Serie von Formeln, von denen jede schon an und für sich

kompliziert ist, und die durch ihre Beziehungen zueinander noch komplizierter werden.

Es wird Jahre, wenn nicht Jahrhunderte dauern, bis wir ein genaues chemisches Bild des lebenden Protoplasmas gewinnen.

Unbeirrt dadurch, daß man also — was den chemischen Sachverhalt betrifft — noch im Dunkeln tappt, beschloß Dr. Crile, einen Komplex von Substanzen herzustellen, der dem der lebenden Substanz so nahe wie möglich kommt. Das einfachste und praktisch tatsächlich einzig mögliche Verfahren bestand darin, totes Protoplasma zu zerlegen und dann seine Bestandteile wieder zusammenzufügen. Dr. Crile tat dies. Sein Material war allerdings tot, aber unorganisch war es nicht. Es war in einem früheren Stadium lebendig gewesen. Das Aufleben erregte an der Leistung des Dr. Crile liegt darin, daß er, falls diese „Zellen“ tatsächlich lebendig sind, eine Art wissenschaftlicher Auferstehung von den Toten zustande gebracht hat.

Devisenabfluß-Kreditrestriktion



Zu den Kreditwierigkeiten in Deutschland.

Durch die Devisenverluste, veranlaßt vor allem durch Abziehung kurzfristiger Auslandskredite der Reichsbank, war schon seit Anfang des Jahres die Reichsbank gezwungen, die Kredite an die deutsche Wirtschaft möglichst einzuschränken. Dadurch entstanden Kreditwierigkeiten, über die die Notverordnungen der letzten Tage und die Bankfeiertage hinweghelfen sollen. Aber auch weiterhin wird die Reichsbank nur die notwendigsten Kredite geben. Auf diese Weise wird von selbst bewirkt werden: einmal, daß die deutsche Wirtschaft keinerlei inländische oder ausländische Zahlungsmittel hamstert, andererseits etwa zurückgelegte Geldmittel ausgegeben werden müssen, weil eben neue Zahlungsmittel von der Reichsbank nur schwer zu erhalten sind. Diese Maßnahmen werden noch durch die hohen Zinsen, die für geliehenes Geld nunmehr gezahlt werden müssen, unterstützt. So wird durch Kreditrestriktion und Diskonterhöhung die Krise der deutschen Wirtschaft nach Möglichkeit bekämpft und die Sicherheit der Währung gewährleistet.

Technische Gedenktage.

2. 8. 1799. Todestag von Jacques Etienne Montgolfier. Zusammen mit seinem Bruder Joseph Michel hat er den Menschen die Möglichkeit gegeben, in die Luft emporzusteigen. Wie groß der Anteil jeder der beiden Brüder an dem Zustandekommen des ersten Luftballons ist, wird kaum mehr festzustellen sein, da die beiden Brüder ihre Erfindung stets als gemeinsames Werk betrachtet wissen wollten. Die ersten Versuche, einen Ballon herzustellen, der leichter als Luft war, wurden veranlaßt durch ein Werk des englischen Physikers Priestley. Der erste Ballon war aus leichtem Papierstoff gefertigt und mit Wasserdampf gefüllt, der sich aber als ungeeignet erwies, da sich der Wasserdampf an den Wänden der Hülle kondensierte. Erst als man Ende des Jahres 1772 mit Hilfe von Strohhalm und Wollfaser die Luft im Innern des Ballons erhitzte, kam der Erfolg. Am 5. Juni 1783 gelegentlich einer Versammlung der Provinzialstände in Annonay erfolgte in der Öffentlichkeit die erste gelungene Auffahrt; im September des gleichen Jahres die zweite Auffahrt vor dem versammelten Hof in Versailles, bei der ein Lamm, ein Hahn und eine Ente die ersten Passagiere waren. Der erste Aufstieg mit Menschen fand am 21. November 1783 statt.
3. 8. 1790. Geburtstag von John Cockerill. Sein Vater wanderte von England nach Schweden aus. Als aber auch dort die wirtschaftlichen Verhältnisse für ihn ungünstig waren, reiste er über Hamburg nach Breviers, wo er erfolgreich den Bau von Spinnmaschinen betrieb. 1802 ließ er seine Familie nachkommen und errichtete in Lüttich eine Werkstätte, in der er auch seine Söhne beschäftigte. Vor allen Dingen war es sein Sohn John, dem verschiedene Verbesserungen zu verdanken waren, und der im Jahre 1813 mit seinem Bruder zusammen die Leitung der kleinen Fabrik übernahm. 1815 begann John Cockerill mit dem Bau von Dampfmaschinen. 1817 erwarb er in Seraing ein großes Gelände, und von da an hob sich das Ansehen des Cockerillschen Unternehmens von Jahr zu Jahr. Schlagartig folgte die Erweiterung; 1820 baute Cockerill die ersten Puddelöfen in Belgien, 1821 einen Kokshofen. Neben diesem Hüttenwerk bestanden noch eine Dampffesselfabrik, ein Walzwerk für Stabeisen, Bleche und Eisenbahnschienen, eine große Fabrik für Kraft- und Werkzeugmaschinen. Dazu wurden mehrere Bergwerke und Erzgruben erworben. 1825 beschäftigte das Werk bereits 2000 Arbeiter. 1835 stellte Cockerill als erster auf dem Festland Lokomotiven her. Auch in anderen Ländern des europäischen Kontinents versuchte er, teils mit recht gutem Erfolge, Industrieunternehmen zu gründen. Er starb im Alter von noch nicht fünfzig Jahren auf einer Reise nach Rußland.
3. 8. 1792 starb in Cromford Sir Richard Arkwright. Er war das dreizehnte Kind armer Eltern und lernte erst im Alter von über fünfzig Jahren schreiben und lesen. Zunächst war er Barbier und Perückenmacher. Durch Herstellung eines chemischen Haarfarbemittels konnte er sich eine kleine Summe ersparen, die ihn in die Lage versetzte, mechanische Versuche auszuführen. Er wollte nichts Geringeres als ein Perpetuum mobile erfinden. 1769 nahm er sein erstes Patent auf eine Baumwollspinnmaschine, dem bald weitere folgten. Zwei Jahre später verband er sich mit zwei Kollegen und gründete eine kleine Textilfabrik. Die Schwierigkeiten, die Arkwright zu überwinden hatte, waren ungeheuer groß. Einmal zerstörten die Arbeiter seine Fabrik im Jahre 1779 vollständig, und zum anderen stahlen die Konkurrenten seine Patente. Schließlich gestaltete sich doch alles zugunsten Arkwrights, der bald zum mächtigsten Textilfabrikanten Englands wurde und seinen Konkurrenten die Preise vorschreiben konnte. Als er im Alter von sechzig Jahren starb, konnte er ein Vermögen von rd. 10 Millionen Mark hinterlassen. Arkwright ist nicht der erste, der eine Spinnmaschine erfunden hat, aber es ist sein Verdienst, die Spinnmaschine durch seine Erfindung und Verbesserung zu einer brauchbaren Maschine ausgestaltet und diese in die Textilindustrie eingeführt zu haben.
4. 8. 1840 wurde zu Blankenstein a. d. Ruhr August Haarmann geboren. Er arbeitete fünf Jahre als Bergmann, um sich das Geld zum Studium auf dem Gewerbeinstitut zu Berlin zu verdienen. Nach vollendetem Studium trat Haarmann zum Eisenhüttenwesen über und arbeitete sich von Stufe zu Stufe vom zweiten Puddler bis zum Betriebschef empor. 1872 übernahm er die Leitung des Senabrücker Stahlwerks der Georgs-Marien-Hütte. In richtiger Beurteilung der Verhältnisse, unter denen dieses Werk zu arbeiten hatte, wandte sich Haarmann in erster Linie der Konstruktion und der Verbesserung des Eisenbahnüberbaues zu. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, wird stets einen Ehrenplatz in der Geschichte des Eisenbahngleises einnehmen. Hinzureichen wäre lediglich noch auf die Sammlung von Oberbaukonstruktionen, die er in seinem „Eisemuseum“ zusammengetragen hatte. Diese reichhaltige, einzigartige Sammlung ist später in den Besitz der Preussischen Staatsbahn übergegangen.
8. 8. 1900 starb zu Pilsen der Großindustrielle Emil von Skoda. Nach praktischer Tätigkeit in Deutschland übernahm Skoda Ende der sechziger Jahre in Pilsen eine kleine Maschinenfabrik, die nur zwei- unddreißig Arbeiter beschäftigte. Er baute diese kleine Anlage zielbewußt zu einem Großunternehmen aus. Bekannt geworden sind vor allem die großen Stahlgußstücke und der Geschüßbau, der für die Heeresausrüstung der alten österreichisch-ungarischen Monarchie von großer Bedeutung gewesen ist.
12. 8. 1848 starb in Luptonhouse bei Chesterfield George Stephenson. Er arbeitete sich durch eigene Kraft bis zum Maschinenmeister der Killingworthgruben empor. Seine vielfachen Verbesserungen an den damaligen Bergwerksmaschinen machten seinen Namen bald bekannt, so daß er vielfach als „Maschinen-Doktor“ bezeichnet wurde. 1806 begann Stephenson mit Versuchen, die Pferdekraft in Gruben durch Dampfkraft zu ersetzen. 1814 konnte die erste „wandernde Maschine“, der „Blücher“, ihre erste erfolgreiche Fahrt unternehmen. 1821 wurde Stephenson zum Leiter der damals in Angriff genommenen Stockton- und Darlington-Eisenbahn berufen. 1823 gründete er mit zwei Teilhabern die erste Lokomotivenfabrik, die vertragsgemäß für die Stockton- und Darlington-Bahn drei Lokomotiven zu liefern hatte. Am 27. September 1825 wurde die Bahn feierlich eingeweiht. Der erste Zug bestand aus achtunddreißig Wagen, die unter Stephenson's Leitung von seiner „Locomotion“ gezogen wurden. Nachdem man nach unglücklichen Schwierigkeiten den Bau der Manchester-Liverpool-Eisenbahn durchgesetzt hatte, konnte auf dieser Strecke die von Stephenson gebaute Lokomotive „Rocket“ gegen drei andere Wettbewerber den Sieg davontragen.
17. 8. 1807 machte das erste brauchbare Dampfschiff, die „Clermont“, von Robert Fulton erbaut, seine erfolgreiche Probefahrt auf dem Hudson, von New York nach Albany und zurück. Die Strecke von 120 Seemeilen wurde zu Berg in 32 und zu Tal in 30 Stunden durchfahren. An Bord befanden sich etwa vierzig Personen. Obgleich nur eine einzige Zeitung, der „American Citizen“, auf das Ereignis aufmerksam gemacht hatte, waren viele Zuschauer anwesend, die ungläubig und spöttelnd das Boot betrachteten. Trotzdem die mittlere Geschwindigkeit 4 Seemeilen in der Stunde nicht überstieg, sprach die Probefahrt aber so überzeugend für die Brauchbarkeit der neuen Antriebsart, daß das Schiff sofort in den regelmäßigen Passagierdienst zwischen New York und Albany eingestellt wurde.
17. 8. 1809. Todestag von Matthew Boulton, dem Mitarbeiter von James Watt. Er übernahm 1759 die väterliche Metallwarenfabrik, die er später nach Soho bei Birmingham verlegte und für die damalige Zeit großartig ausbaute. Mitte der sechziger Jahre machte er die Bekanntschaft von James Watt. Bald schlossen sich beide Männer zu gemeinsamer Arbeit zusammen und gründeten die erste Dampfmaschinenfabrik der Welt. Watt, der in sich gefehrte Denker und Konstrukteur, wurde durch Boulton, den großzügigen Unternehmer, bestens ergänzt. Rücksichtslos setzte sich Boulton für Watts Erfindung ein. 800 000 Mark verschlang das Unternehmen, ehe sich im Jahre 1785 der erste Gewinn einstellte. Das Jahr 1800 brachte die Aufhebung der Wattschen Patente und auch die Auflösung der geschäftlichen Verbindung zwischen Watt und Boulton. Die große Freundschaft zwischen diesen beiden hervorragenden Menschen jedoch dauerte bis zu ihrem Tode.
20. 8. 1905 starb zu Berlin Franz Reuleaux, der Vater der Kinematik. Schon während seiner Lehrtätigkeit am Polytechnikum in Zürich (1856 bis 1864) legte er den Grund zu seiner im Jahre 1875 erschienenen „Theoretischen Kinematik“. In diesem Werk, das heute noch als klassisch zu bezeichnen ist, unterwirft Reuleaux die von französischen Mathematikern begründete Bewegungslehre einer vollständigen Umgestaltung und machte sie der Maschinenlehre unmittelbar dienstbar. 1868 wurde er Direktor der Berliner Gewerbeakademie, der heutigen Technischen Hochschule. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit auch der allgemeinen Gewerbebeförderung zu. Sein mutvolles Wort „Billig und schlecht“ über die deutschen Erzeugnisse auf der Weltausstellung in Philadelphia 1876 hat unsere Industrie zur rechten Zeit ausgerüttelt und zur Qualitätsarbeit angespornt.

Die Rede „Führung“, aus der wir auf der Titelseite des vorliegenden Heftes einen kurzen Auszug bringen, wurde von Rudolf Borchardt am 2. Januar 1931 in Bremen gehalten. Sie ist als Druckschrift im Verlag Georg Müller, München, erschienen (Preis 1,20 RM). Das „Straßenlied“ von Börries, Freiherrn von Münchhausen (S. 368) entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Dichters und der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart dem „Balladenbuch“.



Eine 400 Meter lange Förderbrücke
auf der Braunkohlengrube Golpa der Reichs-Elektrowerke.

Photosthet.

Wie die lateinische Gottheit Janus, so zeigt uns auch die moderne Technik zwei Gesichter. Das eine trägt streng nationales Gepräge, das andere ist international. Man spricht gern von der völkerverbindenden Technik, und in der Tat: für die Leistungen des Verkehrswesens, für Flugzeug und Radio, scheinen die Landesgrenzen viel zu eng, veraltet. Gleichzeitig aber spornt die Technik immer wieder dazu an, die natürlichen Hilfsquellen jedes Landes zu entwickeln und damit die Grenzmauern zu erhöhen, die die Völker trennen. Ja, man versucht, die Leistungen der Verkehrstechnik, die unendlich viel Mühe aufgewendet hat, um den Güteraustausch so schnell und billig wie möglich zu gestalten, man versucht diese Leistungen an den Grenzen unwirksam zu machen. Heute scheint es fast ein allgemeiner Glaube zu sein, daß der hohe Stand der Verkehrstechnik die weitere harmonische Entwicklung der Technik störe und hemme.

Welche zahllosen neuen Möglichkeiten eröffneten sich der Technik, wenn man den internationalen Güteraustausch nicht hätte! Je nach seiner Eigenart würde jedes Land z. B. seine eigenen Treibstoffe für Motorfahrzeuge entwickeln. Das eine würde Alkohol, das andere Generatorgas, einige Erdöl, andere durch Hydrierung verflüssigte Kohle verwenden. Fast scheint es, als wollte das Ausland diesen Weg, aller Verkehrswirtschaft zum Trost, gehen. Das müßte auch für die technischen Fortschritte eine Umwertung aller Werte zur Folge haben. Denn viele Verfahren, die bei weltwirtschaftlicher Einstellung aussichtslos, unrentabel bleiben, so daß man sie gar nicht zu den wichtigen technischen Fortschritten rechnet, erhalten dann eine ganz andere Tragweite.

Ein klares Beispiel dafür sind die Bemühungen um die Gewinnung synthetischen Kautschuks. Man darf wohl annehmen, daß man damit in Deutschland, wo auch die wissenschaftliche Pionierarbeit dafür geleistet wurde, am weitesten gekommen war. Der niedrige Stand der Weltmarktpreise für Rohgummi hat diesen Arbeiten jedoch ihre praktische Bedeutung für uns genommen. Andere Länder, die ihre militärischen

Interessen pflegen können, arbeiten weiter an der Aufgabe. Rußland und Amerika z. B. suchen eifrig nach heimischen Pflanzen, aus denen sie Kautschuk gewinnen können; und sie suchen beide ebenso eifrig nach Wegen zum synthetischen Kautschuk. Nach den letzten Nachrichten wollen die Russen Kautschuk aus Alkohol, die Amerikaner aus Zucker gewonnen haben. Zweifel, ob es sich dabei um mehr als einen schlechten Ersatz handelt, sind aber hier durchaus angebracht.

Die Kohleverflüssigung ist ein weiteres Beispiel für die bei nationaler oder weltwirtschaftlicher Einstellung verschiedene praktische Anwendung. Wenn wir ein geschlossener Handelsstaat wären, wie es Rußland nahezu ist, oder wenn strategisch-militärische Gesichtspunkte bei uns noch ins Gewicht fielen, wäre das Problem wohl kaum als „unwirtschaftlich“ zurückgestellt worden. In Südafrika dagegen beschäftigt man sich mit Projekten über die Verflüssigung dortiger Kohlen, die bei der Eigenart der dortigen Kohlen wohl auch hohe Ausbeuten erwarten lassen. Erst durch neuere Arbeiten hat man Möglichkeiten gefunden, die eine Auswertung der Hydrierung auch für deutsche Rohstoffe zulassen. Man hat eine Benzolhydrierung ausgearbeitet, die an die Stelle der bisher angewendeten Raffination mit Schwefelsäure zu treten vermag und viel geringere Verluste, also höhere Ausbeuten ergibt. Ferner hat man neue Katalysatoren gefunden, durch die man mit gutem Erfolg die deutschen Erddöle hydrieren könnte. Nun sind die Anlagekosten für die Hydrierung allerdings so hoch, daß kein Neubau, sondern nur Benutzung der Anlage der J. G. Farbenindustrie in Frage käme, um so mehr, als es sich doch um verhältnismäßig kleine Mengen handelt.

Infolge der veränderten Einstellung zur Ausbeutung eigener Rohstoffquellen tauchen auch manche technische Verfahren, die schon einmal als unwirtschaftlich abgetan waren, als neue Fortschritte wieder auf. Schon vor zehn Jahren hat man viele Vorschläge zur Verwertung der estnischen Braunschiefer gemacht; sie erschienen damals nicht wirtschaftlich. Nunmehr hat eine Fabrik die Produktion aufgenommen, um

monatlich 2500 Tonnen Öl und 300 Tonnen Benzin zu erzeugen. Abnehmer für die Erzeugnisse sind die Kriegsflotte und die Eisenbahn des englischen Staates."

Da für Deutschland militärische Interessen zwangsmäßig ausgeschaltet sind, hat man die Verschmelzung der Steinkohle aufgegeben, als die Herstellung angesichts der Erhöhlpreise unwirtschaftlich wurde, obgleich wir technisch ausgezeichnete Erfolge erzielt hatten. England führt dagegen die Versuche zur Verschmelzung von Kohle auch heute noch weiter.

Schließlich könnte man auf das Entstehen vieler neuer Industriezweige im Auslande hinweisen, bei denen man Fortschritte benötigt, die bei uns entwickelt und erprobt wurden, aber nicht zur Entfaltung kamen, weil die Konkurrenz vieler technischer Verfahren gegeneinander die Wirtschaftlichkeit herabsetzt. Bei dem Aufbau einer Eisenindustrie in Südafrika profitiert man z. B. von den Arbeiten über die Bestandteile der Kohlen und ihr Verhalten bei der Verkokung. Was hier ein wissenschaftliches Ergebnis ist, wird nun drüben ein technischer Fortschritt, denn man wird eine Kohle zu Hochofengas verarbeiten, die man früher dazu nicht hätte verwenden können. Die trockene Kokskühlung, die sich im Ruhrbezirk als letztes Glied der Abwärmenutzung nicht durchsetzen konnte, weil es genug Wärmequellen in Form minderwertiger, nicht abgasfähiger Kohle gibt, wird drüben in Südafrika zur Anwendung kommen, denn die Elektrizität, die man daraus erzeugen will, läßt sich dort leicht absetzen.

Im Gegensatz zum Auslande sind in Deutschland sowohl der Staat wie die Industrie der Ansicht, daß heimische Rohstoffe, deren Förderung wirtschaftlich zu teuer geworden ist, nur vorübergehend durch staatliche oder sonstige Unterstützung gefördert werden dürfen, wie etwa bei dem Mansfelder Kupferschieferbergbau. Man ist also hier auf rein technische Mittel angewiesen. Zur Zeit versucht man das für den geringwertigen Siegerländer Feinspat, indem man ein neues Erzeugnis, den sogenannten Erzfofs, erprobt. Es wird ein Gemisch von 30 bis 40 % Feinspat und Kohle verkokt und ein fofs guter Stüchtigkeit erzielt. Im Hochofen hat der Erzfofs eine sehr hohe Reaktionsfähigkeit, die allerdings nicht allgemein als Vorteil angesprochen werden kann. Die überschläglichen Berechnungen auf Grund der Versuche, die im Eisenforschungsinstitut in Düsseldorf auf Veranlassung des Erzausschusses des Vereins deutscher Eisenhüttenleute durchgeführt wurden, lassen eine Wirtschaftlichkeit des Verfahrens erhoffen. Zu wünschen wäre deshalb, daß man sich wenigstens an einer Stelle auf den Erzfofs, als ein Veredelungsprodukt deutscher Rohstoffe, einstellen möchte.

Ein rheinisch-westfälisches Eisenhüttenwerk hat neuerdings die Gewinnung von Pechfofs aufgenommen, um den ausländischen Petrofofs, der für die Herstellung von Elektrodenkohlen ziemlich Bedeutung erlangt hat, durch ein deutsches Erzeugnis zu ersetzen. Vorläufig hat man 25 Koksöfen für die Pechfofsgewinnung umgebaut. Wie weit sich das Verfahren wird behaupten können, wenn wieder einmal eine Verknappung am Pechmarkt auftreten sollte, kann man noch nicht absehen.

Vor kurzem ist von Oswald Spengler eine kleine Schrift: „Der Mensch und die Technik“ erschienen, in der er die Anwendung der Technik durch die farbigen Rassen, die geringere Lebensansprüche haben, für die Arbeitslosigkeit in den Ländern des europäischen Kulturkreises verantwortlich macht. Er sieht aus dieser Lage keinen Ausweg und bezeichnet die Arbeitslosigkeit nicht als eine Krisenerscheinung, sondern als den Beginn der Katastrophe. Will man sich dagegen wehren, so wird vielleicht auch für Deutschland, das bisher den Gedanken der Weltwirtschaft bewußt gepflegt und seine Wiedereingliederung in die Weltwirtschaft betrieben hat, die Einstellung auf die Verwertung heimischer Rohstoffe größere Bedeutung erlangen. Technisch wären wir dazu durchaus gerüstet; es gibt wohl

wenige Probleme, die unsere Techniker nicht schon durchgerechnet und in Laboratorium oder Betrieb erprobt hätten. Viele technisch geschulte Hände und Köpfe, die jetzt keine Beschäftigung finden, würden dann mit einem Schlage vor große, dankbare Aufgaben gestellt sein.

Wenn möglicherweise auch die Technik ihr internationales Gesicht, eine Zeitlang wenigstens, wird verhüllen müssen, die Wissenschaft kann ihr internationales Gesicht wahren. Solange die Probleme im Reiche der Wissenschaft bleiben, sind sie dem Spiel der menschlichen Leidenschaften und Ungleichheiten entrückt. Man kann es deshalb wohl verstehen, daß mancher gern in der klaren, reinen Luft der Wissenschaft bleibt.

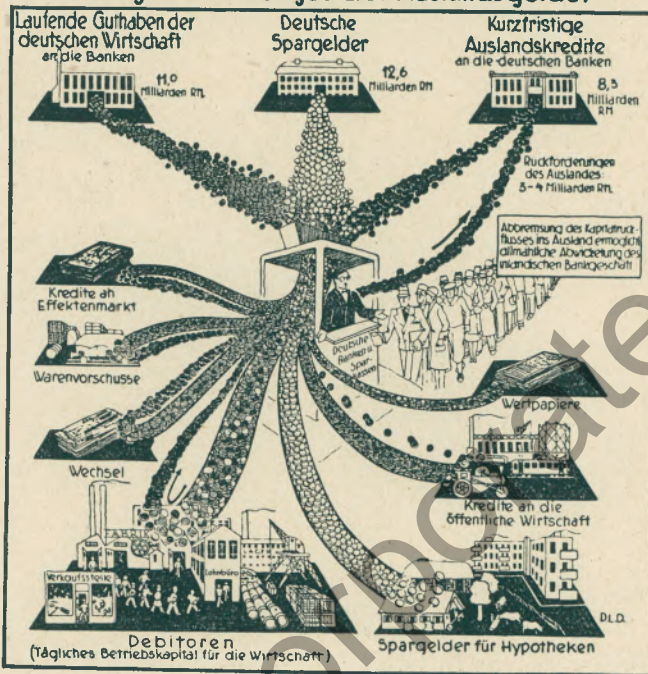
Wenden auch wir uns nun solchen ruhigeren Betrachtungen zu!

Einen neuen künstlichen Baustoff, der geeignet ist, an die Stelle der in den letzten Jahren im Westen bewährten Zementbaustoffe dort zu treten, wo wegen der Frachtkosten die Zementziegel nicht mehr wirtschaftlich sind, stellt neuerdings die F. W. Farbenindustrie her. Eine feurig-flüssige Schlacke, die bei der Phosphorgewinnung in Pforta bei Wittenberg anfällt, wird so behandelt, daß man nach dem Erstarren einen leichten, porösen Stein erhält. Wegen der geringen Wärmeleitfähigkeit sind solche Materialien stets gesucht; der Synthoporit — wie das Erzeugnis heißt — hat eine hohe Druckfestigkeit und je nach dem Porenraum ein Gewicht von 550 bis 950 Kilogramm je Kubikmeter.

In den letzten Jahren sind wiederholt Erfinder aufgetreten, die große Leistungen zu erzielen behaupteten durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse, die zum Teil mit den bisherigen Theorien in Widerspruch standen. Der kräftigste Fall war die Zerlegung von Wasser in Wasserstoff, die der als Zuchthausler und Mörder entlarvte „Graf von Hohenau“ vor einigen Jahren behauptete. Es schloßen sich die Goldmacher und Erfinder neuer Strahlen usw. an. Auch die Hochdruckelektrolyse des Wassers, die weniger Energie erfordern soll als bei gewöhnlichem Druck, ist hier zu erwähnen. Hier stehen allerdings die Meinungen von Wissenschaftlern gegeneinander. Einen der Fundamentalsätze der Physik, den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie von Carnot bzw. Clausius, glaubt der Erfinder Arnold Jnryi erschüttern zu können mit der von ihm konstruierten Mischdampfmaschine, bei der Wasser und Benzol gemeinsam verdampft werden und zusammen in der Maschine arbeiten. Die Wärmeverluste bei der Kondensation sollen dabei so viel geringer sein als bei reinem Wasserdampf, daß an Wärmeverwand 32 bis 50 % erspart werden, und ein höherer Wirkungsgrad soll erzielt werden, als nach Carnot möglich ist. Der zweite Hauptsatz besagt, daß man zwar mechanische Energie reiflos in Wärme verwandeln könne, während die Rückverwandlung von Wärme in Energie, also das, was sie meist erstreben, nur bedingt, nur mit Verlusten möglich sei. Nach Jnryi soll das nun ohne Verlust erreicht werden. Um die Ideen von Jnryi auszuarbeiten und praktisch auszuwerten, hat sich in Hamburg das „Deutsche Institut für Energieforschung“ gebildet. Wenn das neue Verfahren so große Leistungssteigerungen ergibt, sollte man meinen, daß dies als Propaganda genügt. Benzol ist außerdem ein typisches Erzeugnis deutscher Veredelungswirtschaft; wenn ihm durch das Verfahren neue Absatzmöglichkeiten erschlossen würden, hätte sich sicher auch die Industrie schon dafür interessiert, was bisher nicht der Fall zu sein scheint.

Nikotinfrei oder -arme Tabakwaren sind offenbar so gefragt, daß sich die Erfinder in den letzten Jahren sehr ausgiebig mit dem Problem beschäftigt haben. Es sind dafür auch schon eine ganze Reihe von brauchbaren Vorschlägen gemacht worden, um durch Bestrahlung, durch Extraktion usw. das Nikotin zu entfernen. Nimmere ist es aber gelungen, Tabaksorten in Deutschland zu züchten, die von vornherein einen ganz niedrigen oder praktisch keinen Nikotingehalt mehr haben. Gultor.

Schwierigkeiten im Zahlungsmittel- und Kreditverkehr infolge des Abzuges der Auslandsgelder

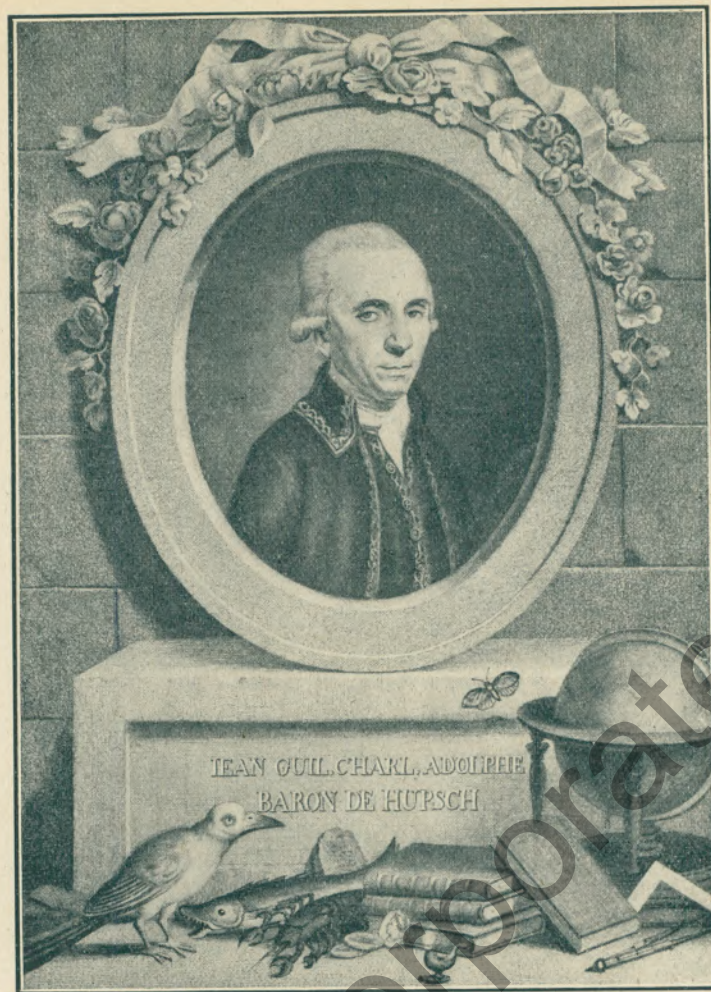


Eine der Hauptursachen der Zahlungsstörungen.

In normalen Zeiten ist man es gewohnt, sein Geld auf die Bank zu geben und weiß, daß die Bank damit arbeitet. Die Bank muß ja auch das Geld in die Wirtschaft geben, weil sie ja sonst keine Zinsen bezahlen könnte, denn nur, wenn das Geld produktiv arbeitet, kann ein Gewinn erzielt werden, der dem Kapitalgeber als Zins zufließt. Jedes Geldinstitut weiß nun für normale Zeiten genau, wieviel Geld jederzeit verfügbar sein muß, um die Wünsche seiner Kundschaft zu befriedigen. Deshalb wird das Geld unter den auf dem Bilde gezeigten verschiedenen Bedingungen als Kredite an die Wirtschaft gegeben. Wenn nun plötzlich das Vertrauen zur Sicherheit des Geldes unberechtigterweise in der deutschen Wirtschaft verschwand, das Ausland immer größere Beträge früher gegebener kurzfristiger Kredite abzog, gleichzeitig die Kapitalflucht answärts, so bedeutet das eine starke Beanspruchung der Banken und Sparkassen. Da ausländische Forderungen nur mit Devisen oder Gold abgeglichen werden können, schmolz der Goldvorrat der Reichsbank zusammen, und diese war nun ihrerseits gezwungen, die Kredite und den Geldumlauf einzuschränken. Dadurch entstanden die Schwierigkeiten im Zahlungsmittelverkehr, die nun durch die Notverordnungen nach und nach beseitigt werden sollen.

Die Rückverwandlung von Wärme in Energie, also das, was sie meist erstreben, nur bedingt, nur mit Verlusten möglich sei. Nach Jnryi soll das nun ohne Verlust erreicht werden. Um die Ideen von Jnryi auszuarbeiten und praktisch auszuwerten, hat sich in Hamburg das „Deutsche Institut für Energieforschung“ gebildet. Wenn das neue Verfahren so große Leistungssteigerungen ergibt, sollte man meinen, daß dies als Propaganda genügt. Benzol ist außerdem ein typisches Erzeugnis deutscher Veredelungswirtschaft; wenn ihm durch das Verfahren neue Absatzmöglichkeiten erschlossen würden, hätte sich sicher auch die Industrie schon dafür interessiert, was bisher nicht der Fall zu sein scheint.

Nikotinfrei oder -arme Tabakwaren sind offenbar so gefragt, daß sich die Erfinder in den letzten Jahren sehr ausgiebig mit dem Problem beschäftigt haben. Es sind dafür auch schon eine ganze Reihe von brauchbaren Vorschlägen gemacht worden, um durch Bestrahlung, durch Extraktion usw. das Nikotin zu entfernen. Nimmere ist es aber gelungen, Tabaksorten in Deutschland zu züchten, die von vornherein einen ganz niedrigen oder praktisch keinen Nikotingehalt mehr haben. Gultor.



Der falsche Baron.

Zur Wiederkehr des Geburtstages (31. August 1730) des „Barons von Hüpsch, Herr zu Lonken, zu Krickelhausen und auf der Motte“.

Von H. Dickmann.

In Zeitschriften und Reisebeschreibungen aus den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts findet man des öfteren von Reisenden, die das heilige Köln berührten, lobende Berichte über das Naturalien- und Antiquitätenkabinett des Freiherrn von Hüpsch. So sagt beispielsweise Josef Gregor Lang im zweiten Bande seiner „Reise auf dem Rhein“ (Koblenz 1790) von seinem Besuche des Kabinetts folgendes: „Ich würde von Köln nichts gesagt haben, wenn ich das Natural- und Seltenheitskabinett des Freiherrn von Hüpsch übergienge — ein wahres philosophisches Quodlibet — das schon bei der Hausthüre seinen Anfang nimmt, und beim obersten Speicherloch sich endiget. Alle Zimmer, alle Gänge, alle Winkel sind vollgepfropft; überall, wo man sich nur hinwendet, sieht man Merkwürdigkeiten aus allen Reichen der Natur, Antiken, Vasen, Grabsteine, Mineralien, Conchylien, Vögel, Waffen, Trachten, Manuscripte, Codizes, Edelgesteine, Seegewächse, Gemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen etc.; aber alles durcheinander; auch fogar die Küche ist nicht frei davon. Seine Haushälterin, eine wahre lebendige Enzyklopädie dieser gemischten natürlichen Vielheiten, führet die Fremden mit vieler Bereitwilligkeit herum, und detailliert ein jedes Stück sehr richtig in der einem jeden Stück eigenen Kunstsprache.“

Wer war nun dieser eigenartige Mensch, der eine solche Sammlung von Seltenheiten zusammengebracht hatte, daß sie schon damals die Aufmerksamkeit vieler Kreise auf sich zog?

Wohl kaum jemand ist von seinen Zeitgenossen so verschieden beurteilt worden wie Baron Hüpsch. Wird er von einigen als ein ideal veranlagter Gelehrter und Menschenfreund geschildert, der sich um der Wissenschaft willen die größten Entbehrungen auferlegte, so erblicken andere in ihm einen Mann, der selbst vor Läsungen und Betrug nicht zurückschreckt, um seine fast krankhafte Eitelkeit befriedigen zu können. Falsch waren auf jeden Fall der Name und der Titel, die er über ein Menschenalter hindurch geführt hat. Dieser Sonderling, der sich Johann Wilhelm Carl Adolph Freiherr von Hüpsch, Herr

zu Lonken, zu Krickelhausen und auf der Motte nannte, hieß in Wirklichkeit weder Hüpsch, noch stand ihm ein Recht auf den Freiherrntitel zu. Er wurde am 31. August 1730 zu Vielsalm, das in der heute belgischen Provinz Luxemburg, etwas südöstlich von Lüttich gelegen ist, als Sohn des Schöffen und Gerichtsschreibers am Salmischen Lehnshof Gerard Honblez geboren und erhielt in der Laufe die Namen Jean Guillaume Fiacre Honblez. Die Familie Honblez war wohl mit verschiedenen adeligen Familien der dortigen Gegend verwandt, war selbst aber, wie es scheint, nie adlig. Sein Großvater mütterlicherseits, Johann Wilhelm Kessler, Notar zu St. Vith, war verheiratet mit Maria Isabella d'Hups oder de Hups, die aus einer adeligen Familie unbekannter Herkunft stammte. Unser Sonderling hatte also einfach den Namen seiner Großmutter mütterlicherseits angenommen, nur schrieb er den Namen der Aussprache gemäß Hüpsch. Der Freiherrntitel stand der Familie wahrscheinlich nie zu. Zu dem Namen machte sich Hüpsch einen großartigen Stammbaum zurecht; danach sollte die Familie Hüpsch von dem römischen Geschlecht der Aemilier stammen und außerdem im Laufe der Zeit eine große Reihe berühmter Leute hervorgebracht haben.

Über Hüpschs Jugend sind wir nur mangelhaft unterrichtet, da er selbst manche Spuren verwischt hat. Sicher ist, daß er in den Jahren 1749 bis 1750 das Kölner Jesuitengymnasium und 1752 die dortige Universität besucht hat. Nach beendetem Studium soll Hüpsch einige Reisen gemacht haben. Wohin sie geführt haben, weiß man nicht. Mitte der fünfziger Jahre war er wieder in Köln. Der Kuriosität halber sei mitgeteilt, daß man in seinem Nachlaß ein Schriftstück gefunden hat, das darauf hinwies, daß Hüpsch im Jahre 1770 auf dem damals sicher noch sehr ungewöhnlichen Wege des Heiratsgesuches in einer Zeitung versuchte, eine Frau zu bekommen, aber, wie die Folge gelehrt hat, ohne Erfolg. Ende der sechziger Jahre trat die in den Reisebeschreibungen häufiger erwähnte Haushälterin Eva Mechthild Happerz in seine Dienste, die nach Äußerungen der Zeitgenossen eine sehr kluge

Person gewesen sein soll und sich als Original in die Sammlung von Seltenheiten, die ihr Herr zusammentrug, sehr gut eingepaßt hatte.

Hüpsch war für seine Zeit sicherlich ein vielseitig gebildeter Mann. Er beherrschte mehrere lebende Sprachen, auch waren ihm die alten Sprachen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch nicht fremd. Er selbst hat später bemerkt, daß er sich vielfach mit Naturkunde und Medizin beschäftigt hat. Auch wissen wir, daß er in Köln fleißig Natur- und Völkervertrieben hat. Seine frühesten Veröffentlichungen bewegen sich zumeist auf literarischem und philosophischem Gebiet. Schon frühzeitig hatte Hüpsch den Plan gefaßt, eine umfassende Naturgeschichte Niederdeutschlands zu verfassen, worunter er die Länder am Niederrhein einschließlich der Niederlande verstand, in der namentlich die in diesen Ländern gefundenen merkwürdigen Seltenheiten der Natur aus dem Mineralien-, Pflanzen- und Tierreich beschrieben und abgebildet werden sollten. Von dieser Naturgeschichte ist nur ein sehr kleiner Teil zur Veröffentlichung gelangt; obwohl der Verleger mit Hüpsch eine wahre Engelsgeduld gehabt hat, gelang es ihm nicht, von dem Verfasser weitere Handschriften zu bekommen. Er hat noch eine weitere Reihe von naturgeschichtlichen Einzelschriften veröffentlicht, die heute natürlich vollkommen veraltet sind, aber für die damalige Zeit immerhin eine beachtenswerte wissenschaftliche Leistung bedeuteten. Für Hüpsch war vor allen Dingen die Beobachtung und Erforschung der Natur wichtig. Er stellte die Forderung auf, daß jede Schule ein kleines Naturalien- sowie ein physikalisches Kabinett besitzen müsse, um schon die Jugend frühzeitig an Beobachtung zu gewöhnen. Dabei vertrat er nicht nur in der Theorie diese Ansicht, sondern hat manchen Schulen Sammlungen von Naturalien für Unterrichtszwecke geschenkt und hat auch späterhin vielen Kölner Schulen seine eigene Naturaliensammlung gezeigt und erklärt. Hüpsch gehörte ferner zu den wenigen Gelehrten, die im achtzehnten Jahrhundert den Wert kartographischer Darstellungen der Verbreitung von Mineralien, Pflanzen und Tieren über die Erde erkannt hatten und zu schätzen wußten. Er beabsichtigte selbst sogar, noch eine solche Karte herauszugeben.

Hüpsch war stets von dem Wunsche beseelt, seinen Mitmenschen Ratschläge zu erteilen und tatkräftige Hilfe zu leisten. Man muß dabei seine Vielseitigkeit bewundern, die es ihm ermöglichte, auf vielen Gebieten nicht nur gut gemeinte, sondern auch wirklich gute Ratschläge zu erteilen. Neben den rein naturwissenschaftlichen und medizinischen Fragen wußte er auch in der Land- und Forstwirtschaft, im Handel und Gewerbe, in der Schädlingsbekämpfung, Seuchenbekämpfung u. a. m. wohl Bescheid; dabei erteilte er diese Auskünfte meist, ohne einen Pfennig Geld dafür zu nehmen. Wie schon oben bemerkt, lag ihm die Verbesserung des Schulwesens am Herzen, da er den öffentlichen Unterricht als einen wichtigen Zweig einer wohlgeordneten Staatsverfassung ansah. In Wort und Schrift wies er immer und immer wieder auf die Notwendigkeit der Schulreform hin und schreckte auch nicht davor zurück, tief eingeleistete und eingebürgerte Meinungen und verbriefte Rechte auf diesem Gebiet energisch anzugreifen. Wichtig sind auch seine Hilfsmassnahmen auf medizinischem Gebiet, die man heute wohl als Kurpfuscherei bezeichnen könnte, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß die Medizin zur Zeit Hüpschs noch in den Kinderschuhen steckte und Hüpsch doch immerhin eine gründliche Kenntnis der damaligen Medizin besaß. Seine Ratschläge haben mit der Vermessenheit und dem lächerlichen Dünkel, den die großen Echarlatane besaßen, nichts gemein. Die von ihm erteilten Ratschläge sind durchaus vernünftig, und wenn er dem Staate vorschlägt, er solle den jungen Medizinern die Praxis erst dann erlauben, wenn sie nach vollendetem Universitätsstudium drei bis vier Jahre an einem großen Krankenhaus ihre Kenntnisse vertieft und erweitert hätten, so ist doch diese Forderung ein Beweis von dem weitschauenden Blick dieses Sonderlings.

Es hat Hüpsch zu seinen Lebzeiten an Ehren nicht gefehlt. Aber die Ehren, die ihm zuteil geworden sind, galten nicht dem Wissenschaftler, sondern dem Sammler Hüpsch. Wenn man die Sammlung, die Hüpsch zu seinen Lebzeiten zusammengebracht hat, heute im Darmstädter Museum bewundern kann, dann muß man sich tatsächlich fragen, wie es einem Privatmanne mit bescheidenen Mitteln nur möglich war, solche Schätze zusammenzutragen. Hüpsch soll selbst wiederholt erklärt haben, daß er zur Anschaffung seiner Sammlung, die ihn über 40 000 Taler kostete, nach und nach drei große Erbschaften geopfert hat. Tatsächlich muß auch seine Familie, von der er eine Rente bezog, in ziemlichem Wohlstande gelebt haben. Zudem brachten seine zahlreichen Schriften, die er, der Gitter der Zeit gemäß, Fürsten und sonstigen hohen Herren widmete, auch manchen Taler ein. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hat ihm sogar eine jährliche Pension von 100 Reichstalern gewährt unter der Bedingung der Abgabe eines Stückes aller seiner zu veröffentlichenden Werke an die Regierungsbibliothek zu Düsseldorf. Das Hauptmittel jedoch, seine Einkünfte zu vergrößern und seine Sammlungen zu vermehren, bot ihm der Verkauf von Mineralien, Petrefakten und anderen Naturalien, von Handschriften, Büchern u. a. m. Dazu diente eine umfangreiche Korrespondenz, die sich über ganz Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Italien, Schweden, Rußland und selbst nach außereuropäischen Ländern erstreckte, und die ihn mit einer Menge hervorragender Persönlichkeiten in Beziehung brachte. Alles Geld, das Hüpsch aus den verschiedenen Quellen zufließ, wurde sofort zur Vermehrung des Kabinetts verwandt, und so kam es, daß er trotz seiner Bedürfnislosigkeit

stets in Geldverlegenheit war. Außerordentlich zahlreich sind auch die Geschenke, die ihm von Kirchen, Klöstern, Äbteien und Pfarreien zugegingen. Allerdings hat Hüpsch wiederholt Verfahren angewandt, um in den Besitz wertvoller Gegenstände zu kommen, die nicht ganz einwandfrei waren. Er entlieh z. B. aus Klöstern alte Handschriften oft jahrelang, und wenn sie dann endlich zurückverlangt wurden, schob er die Ablieferung möglichst lange hinaus und bot andere Sachen dafür an. Manchmal hatte er damit Erfolg, nicht immer glückten seine Anschläge, mitunter kam er auch an den Unrechten. In seinem Wohnorte Köln war er immer darauf bedacht, durch Steuererleichterung und sonstige Privilegien sich für seine Sammlung Vorteile zu verschaffen, und auch als Köln von den Franzosen besetzt wurde, trat er an die französische Verwaltung mit gutem Erfolg wegen der Erlangung von Privilegien heran.

In seinen letzten Lebensjahren schien es fast, als wenn Hüpsch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen wäre, seine Sammlung zu verkaufen, denn eine Einnahmequelle nach der anderen versiege; die Fürstengönner starben nach und nach, seine Familie in Lonsen war durch den Krieg sehr zurückgekommen, Versuche, sich durch ein staatliches Amt eine Einnahmequelle zu verschaffen, schlugen fehl u. a. m. Er geriet manchmal in Not. Auch seine Verkaufsangebote über einzelne Teile seiner Sammlung wurden vielfach abschlägig beschieden, nur hin und wieder gelang es ihm einmal, ein Sammlungsstück oder eine Sammlungsreihe zu verkaufen; allerdings waren die Preise der damaligen Zeit entsprechend sehr gedrückt.

Zum Schluß seines Lebens trat er mit dem Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt in eine Verbindung, die für das Schicksal seiner Sammlung von Bedeutung sein sollte. Im Jahre 1802 verkaufte er dem Landgrafen eine Mineraliensammlung für 100 Reichstaler, und in den nächsten Jahren wurden noch manche Geschäfte zwischen den beiden zur Befriedigung Hüpschs abgeschlossen. Hauptsächlich waren es Manuskripte und Bücher, die der Landgraf von Hessen für seine Bibliothek kaufte. Im Jahre 1804 machte er wieder ein großes Angebot über seltene Bücher, jedoch kam dieser Kauf nicht mehr zustande, da Hüpsch am 1. Januar 1805 starb. Zwischendurch hatte er aber, wohl infolge der angenehmen Geschäftsverbindung in seinen letzten Lebensjahren mit dem Landgrafen, diesen zu seinem Erben eingesetzt. Man war am Darmstädter Hofe sehr überrascht, als man in den ersten Tagen des Jahres 1805 die Mitteilung eines Kölner Notars erhielt, worin Hüpsch alle bisherig gemachten letztwilligen Verfügungen widerrief und den Landgrafen zu Hessen-Darmstadt als alleinigen Erben seiner Sammlung einsetzte. Nun begann in Köln ein heftiges Kesseltreiben gegen die Pläne, die Hüpschsche Sammlung nach Darmstadt zu überführen. Der Landgraf von Hessen schickte aber sehr rührige Vertreter nach Köln, die trotz aller Schwierigkeiten schließlich der Situation Herr wurden und sich auf gutem Wege mit den Kölnern einigten.

Welchen Umfang die Hüpschsche Sammlung gehabt hat, geht daraus hervor, daß mehr als 15 000 Stück Mineralien, Gesteine und Gemmen eingewickelt und in Kisten verpackt werden mußten. Dabei wurden noch mehrere Pferdekarren voll gemeiner Mineralien und Fossilien auf den Hof geworfen, die man ohne jedes Bedenken zurücklassen konnte. Das ganze Kabinett füllte 341 Kisten, Verschläge und Pakete. Es wurde für die Ueberführung ein besonderes Schiff gemietet und die Sammlung zu Wasser den Rhein aufwärts bis Stockstadt gebracht, von wo aus sie in Wagen nach Darmstadt verfrachtet wurde. Die Kölner sahen am 7. August 1805 das mit Wimpeln gezielte Schiff mit den unerfesslichen Schätzen ihren Blicken entschwinden. In Darmstadt nahm man, soviel wenigstens die Älten besagen, kaum Notiz von der Ankunft der Sammlung. Die Handschriften und Druckwerke wurden der Hofbibliothek einverleibt, und als Goethe am 10. und 11. Oktober 1814 das Darmstädter Museum besuchte, rühmte er dessen musterhafte Einordnung und bemerkte dabei, welches glückliche Geschick der Sammlung des Herrn von Hüpsch widerfahren sei, daß sie hier im Darmstädter Museum so wohlgeordnet aufgestellt worden sei. Heute zieht die Hüpschsche Sammlung das Neue Museum in Darmstadt, und sie kommt dort noch in ganz anderer Weise zur Geltung als zu Goethes Zeiten. Der heißeste Wunsch des Barons von Hüpsch, durch sein Kabinett im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, ist dadurch in Erfüllung gegangen.

Betrachtet man das Leben dieses Sonderlings in seiner Gesamtheit, so findet man Widersprüche in seinem Charakter, die beinahe unmöglich scheinen. Sicherlich besaß Hüpsch für seine Zeit großes Wissen und Können, sicherlich war Hüpsch ein großer Menschenfreund, und sicherlich war Hüpsch ein großer Sammler, der kein Mittel scheute, um seine Sammlung zu vervollständigen und auszubauen. Aber auf der anderen Seite muten die Methoden, die er anwandte, um in den Besitz wertvoller Stücke zu kommen, mitunter etwas eigenartig an. Zudem besaß er eine krankhafte Eitelkeit, und um sie zu befriedigen, veröffentlichte er selbst über sich und seine Bücher lobende Kritiken und wußte dabei diese Veröffentlichungen derart geschickt abzufassen, daß sie dem unbefangenen Leser als echt erscheinen mußten. Aber wie dem auch sei: wenn man das Lebenswerk dieses eigenartigen Menschen überfliehet, bleibt doch ein großes Plus zu seinen Gunsten bestehen. Er hat manches wertvolle Stück, das als Beleg oder als Urkunde für die Kulturgeschichte vergangener Zeit heute von großer Bedeutung geworden ist, vor dem sicheren Verfall gerettet; und das ist sein Verdienst, um dessentwillen die Nachwelt ihm Dank schuldet.

(Literatur: Adolf Schmidt: Baron Hüpsch und sein Kabinett. Darmstadt 1906.)

Denksport

Karreerätsel.

(Gesehlich geschütt.)

1	2	3	4	5	6	7	8			
	A	S	D	E	M	E				
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	
	N	S	C	H	E	N	S	C	H	I
19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	
	C	K	S	A	L	N	E	N	N	E
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	
	N	S	I	N	D	M	E	L	S	T
39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	
	E	N	S	N	W	R	L	H	R	E
49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	
	E	I	G	N	E	N	D	U	M	M
59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	
	E	N	S	T	R	E	L	C	H	E

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 68 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Schopenhauer.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | | | | |
|-------------------------------|------|----|----|----|----|----|----|
| 1. Jahreszeit | ✓ 1 | 5 | 9 | 38 | 6 | 44 | |
| 2. Besitz | 8 | 18 | 51 | 13 | 14 | 62 | 43 |
| 3. Schluß | ✓ 25 | 24 | 4 | 28 | | | |
| 4. Asiatisches Reich | ✓ 11 | 12 | 31 | 26 | 2 | | |
| 5. Metalllegierung | ✓ 34 | 35 | 3 | 10 | 36 | 27 | 51 |
| 6. Zeitabschnitt | ✓ 15 | 38 | 56 | 29 | 33 | 39 | |
| 7. Turngerät | ✓ 47 | 48 | 19 | 20 | | | |
| 8. Brettspiel | ✓ 55 | 22 | 57 | 49 | | | |
| 9. Asienforscher | ✓ 17 | 53 | 4 | 45 | 32 | | |
| 10. Laubbaum | ✓ 59 | 50 | 16 | 46 | 64 | | |
| 11. Hafenstadt in Mecklenburg | ✓ 1 | 65 | 21 | 58 | 2 | 63 | |
| 12. Großhandelsmarkt | ✓ 7 | 68 | 30 | 37 | 6 | | |
| 13. Oströmischer Geldherr | 40 | 22 | 44 | 41 | 8 | 61 | |
| 14. Haarfärbemittel | ✓ 67 | 13 | 42 | 52 | 2 | | |
| 15. Sowjetstaatsmann | ✓ 23 | 25 | 54 | 5 | 60 | | |
| 16. Nebenfluß der Donau | ✓ 23 | 28 | 66 | 12 | | | |

Bisitenkartenrätsel.



Welche Oper besucht der Herr?

Gerichtsszene.

Er sprach den Zwei mit frommem Munde,
Er sprach die Worte laut und klar.
Da rief es höhnisch aus der Runde:
„Ist dieser ernste Zwei auch wahr?“

Und da empörte sich der Fromme
Und rief: „Ein Einszwei war es nicht!
Und wer mich dessen anklagt, komme
Und sage mir's ins Angesicht.“

Eins Zwei ist wahr, ihr Bösewichter,
Bei allem, was mir heilig ist!“ —
Doch da erhob sich nun der Richter
Und schlichtete den üblen Zwist.

Rösselsprung.

wohn=	ge=	nicht	ein	stra=	sol=
nem	kert	te	ein	lang	lie=
es	ge=	wohn=	ber	cher	ßen
rüf=	ei=	ist	man	ter=	gern
ben	lebt	weg	ßen	das	gang
wird	fr.	le=	man	geht	ma=

Gegensätze.

Mit f verbreiten sie süßen Duft,
Mit f verpestet er rings die Luft.

Lösungen aus dem Juliheft.

Kreuzworträtsel.

- Waagerecht: 1. Weber. 3. Liebe. 5. Senator. 7. Crato. 8. Ruder.
9. Robbe. 11. Laute. 13. Libelle. 14. Noten. 15. Eifel.
Senkrecht: 1. Wanne. 2. Rondo. 3. Liter. 4. Eider. 5. Stambul.
6. Redoute. 9. Rhein. 10. Erben. 11. Lille. 12. Engel.

Ein Mädchenname.

Irene — (S)irene.

Silbenrätsel.

- Lösung: 1. Startkampf. 2. Arbeit. 3. Hufum. 4. Lido. 5. Marbod.
6. Ode. 7. Edgar. 8. Baden. 9. Efeu. 10. London. 11. Sonnabend.
12. Imhof. 13. Nase. 14. Donau. 15. Diele. 16. Aller. 17. Ufus.
18. Eli. 19. Rettich. 20. Hase. 21. Amor.

Lösung: Stahlmöbel sind dauerhaft, modern und feuersicher.

Naturwunder.

Pirol — Tirol.

Bisitenkartenrätsel.

Wangeroo.

Romische Rechnerei.

Be — du — ine.

Die Botanisierkrommel

enthaltend die buntesten im verrauschten Moment eines klangvollen Spottwörter

Sie: „Hier in der Zeitung lese ich eben, daß das frühe Ergrauen der Männer von den Hüten kommt.“
Er: „Ja, von den Hüten ihrer Frauen.“ (Berliner Illustrierte.)

„Wenn ich mal groß bin“, sagte der kleine wasserscheue Erich, „dann bleib' ich die ganze Nacht auf — dann brauch' ich mir morgens nicht den Hals zu waschen...“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Zeitgemäß.
„Was gibt's denn heute zu Mittag?“
„Falschen Hasen!“
„Mein Gott, schon wieder mal! Haben denn die falschen Hasen gar keine Schonzeit?“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*
„Die Büchse der Pandora.“
Frau Neureich: „Wie heißt doch bloß das Stück, das wir neulich im Theater gesehen haben?“
Herr Neureich: „Ich kann mich nicht mehr recht besinnen, aber ich glaube, es handelte sich um ein Kleidungsstück.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*
Lehrer: „Paul Schäfer, erkläre mir mal, was du unter ‚Nichts‘ verstehst.“
Schüler: „... Nichts — nichts ist zum Beispiel ein kleiner Luftballon, der keine Pille mehr hat.“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*
Die Schnecke und das Kamel veranstalteten einen Wettlauf. Die Schnecke kam zuerst ans Ziel. Der Löwe fragte das Kamel: „Wie kommt es, daß du mit deinen langen Beinen nicht zuerst angekommen bist?“
Darauf gab das Kamel die Auskunft: „Ich bin den vorschrittsmäßigen Dienstweg gegangen.“ (Der Botschänder.)

*
Der dreijährige Hans sieht zum ersten Male in seinem Leben einen weißen Pudel. Da ruft er: „Sieh mal, Tante, das Schwein hat sich Locken waschen lassen!“ (Das Illustrierte Blatt.)

*
„Also, Kinder, heut' schreiben wir mal einen Aufsatz ohne Thema. Jeder schreibt einfach hin, was ihn bewegt, was so in ihm ist.“
Nach zehn Minuten schon gibt Fritz seine Arbeit ab. Sie ist kurz. Er hat geschrieben: „In mir ist ein Herz, eine Lunge und ein Blinddarm. Und dann noch der Magen mit zwei Butterbrot, einem Apfel und fünf Bonbons.“ (Das Illustrierte Blatt.)

*
„Sie haben mit gestern eine echte indische Elfenbeinschnitzerei verkauft. Ich habe sie prüfen lassen. Es ist eine — Nachahmung.“
„Dann hat der Elefant falsche Zähne gehabt!“ (Das Illustrierte Blatt.)



Technik im Haushalt.

„Sieh mal, Hänschen“, deutet der Vater zum sternklaren Himmel, „das da ist der große Wagen.“
„Wieviel PS hat 'n der?“ fragt der Kleine interessiert. (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*
Fritz ist mit Papa im Museum. Da fällt ihm was auf. „Wie kommt das eigentlich“, fragt er, „daß der Sieg immer als eine Frau dargestellt ist?“
„Das wirst du erst verstehen“, seufzt der Vater, „wenn du verheiratet bist...“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*
Der kleine Fritz ist ein rechter Bengel. Seine übelste Angewohnheit ist, die Leute zu kneifen. Natürlich mußte auch bald das neue Dienstmädchen darunter leiden. Jammernd kommt deshalb eines Tages Betty zum gnädigen Herrn und zeigt einen blauen Fleck am Arm vor, den ihr der kleine Wildfang beigebracht hat. Natürlich bekommt Fritz daraufhin eine ordentliche Tracht Prügel. Fritz sinnt auf Rache. Als er Betty einmal wieder allein erwischt, kneift er sie kräftig in ihr Sitzfleisch und höhnt: „So, du Ekel, nun zeig' mal das dem Papa!“ (Die Woche.)

*
Die kleine Else möchte Limonade. Limonade ist aber nicht mehr zu haben, nur mehr geschmackloses Selterswasser. „Nun, wie schmeckt das?“ fragt die Mama. „Ach“, meint Else, „so ähnlich wie eingeschlafene Füße!“ (Die Woche.)

*
„Räthchen, wie nennt man eine Frau, die in der Ehe lebt?“
„Verheiratet, Herr Lehrer.“
„Und eine, die ihren Mann verloren hat?“
„Verwitvert.“ (Das Illustrierte Blatt.)

*
„Mutti, warum ist denn Batis Haar so dünn?“
„Er muß so viel denken!“
„Mutti, wie kommt es, daß du so volles Haar hast?“
„Frag' nicht soviel — mach' deine Schularbeiten!“ (Die Woche.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Vogel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 7 RM., Einzelheft 70 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 5 RM., Einzelheft 45 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbenutzte eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.